

Jessica Stock

Eine Maschine wird Mensch?

Von der Notwendigkeit, Technik als integralen Bestandteil
sozialer Praktiken zu akzeptieren – Ein Theorie-Report

Technical University Technology Studies
Working Papers

TUTS-WP-2-2011

Eine Maschine wird Mensch?

Von der Notwendigkeit, Technik als integralen Bestandteil sozialer Praktiken zu akzeptieren – Ein Theorie-Report

Jessica Stock

Inhalt

1.	Aktiver Mensch und passive Technik? Vom Verhältnis zwischen Mensch und Technik.....	2
2.	Eine praxistheoretische Forschungsperspektive	3
2.1	Andreas Reckwitz: Die Praxistheorie als sozialtheoretische Option	4
2.1.1	Die Materialität des Sozialen.....	7
2.1.2	Die implizite Logik der Praxis	8
2.1.3	Zusammenfassung Reckwitz.....	10
2.2	Theodore Schatzki – Eine explizite Praxistheorie im Sinne des Practice Turn	12
2.2.1	Soziale Ordnung, soziale Praxis und sozialer Kontext.....	12
2.2.2	Der Begriff der sozialen Praktik.....	13
2.2.3	Die Rolle der Materialität bei Schatzki	16
2.2.4	Die zwei Seiten der Logik der Praxis bei Schatzki.....	17
2.2.5	Zusammenfassung Schatzki	18
2.3	Pierre Bourdieu.....	19
2.3.1	Der Habitus – eine Auseinandersetzung mit dem Routinebegriff	20
2.3.2	Materialität bei Bourdieu.....	22
2.3.3	Bourdieu im Kontrast zu Reckwitz und Schatzki.....	22
2.4	Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten: Die Akteur-Netzwerk-Theorie.....	24
2.4.1	Das Akteursverständnis der Akteur-Netzwerk-Theorie	24
2.4.2	Der Netzwerkbegriff der Akteur-Netzwerk-Theorie	26
2.4.3	Der Theoriebegriff der Akteur-Netzwerk-Theorie	27
2.4.4	Die Akteur-Netzwerk-Theorie als Praxistheorie?	30
3.	Praktiken und ihr situativer Vollzug.....	32
3.1	Wie sich die Praxistheorie den situativen Vollzug von Praktiken vorstellt ..	32
3.2	...und was die Handlungstheorie dazu sagt.....	35
3.2.1	Kritik der Praxistheorie an der Handlungstheorie	36
3.2.2	Der Aspekt der Körperlichkeit in Handlungs- und Praxistheorie.....	38
3.2.3	Das Konzept der Situationsdefinition.....	39
3.2.4	Abschließende Bemerkungen zur Praxistheorie aus handlungstheoretischer Sicht.....	41
4.	Das Konzept gradualisierten und verteilten Handelns praxistheoretisch betrachtet.....	41
4.1	Grundzüge des Konzeptes des gradualisierten und verteilten Handelns.....	42
4.2	Was kann die Praxistheorie vom Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns lernen?...45	45
4.2.1	Die implizite Logik des Sozialen	46
4.2.2	Die Materialität des Sozialen.....	47
5.	»Sozio-technische Konstellationen« oder doch Praktiken? Die Praxis des Busfahrens.....	48
6.	Literaturverzeichnis	50

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Praxeologisches Forschungsprogramm.....	4
Abbildung 2: Das Feld der Sozialtheorien	5
Abbildung 4: Gegenüberstellung Mentalismus und Textualismus	6
Abbildung 5: Vorwürfe der Praxistheorie an die Handlungstheorie	36
Abbildung 6: Das Drei-Ebenen-Modell von Rammert und Schulz-Schaeffer 2002	43

1. Aktiver Mensch und passive Technik? Vom Verhältnis zwischen Mensch und Technik

Aus Science-Fiction Filmen wie Terminator und Matrix oder aus den Büchern eines Isaac Asimov kennen wir die Visionen schon lange: Technik wird vom Menschen unabhängig, ist intelligent, ja manchmal sogar dem Menschen überlegen. Sie handelt autark und vermag es, den Menschen zu beherrschen. Auch jenseits des Science-Fiction Genres wurden und werden immer wieder Debatten laut, in denen Technik mit Begriffen wie »intelligent«, »kooperativ«, »smart« oder »autonom« belegt wird. Anzuführen sind hier vor allem solche im Bereich der Künstlichen Intelligenzforschung bzw. Verteilten Künstlichen Intelligenzforschung (vgl. Newell & Simon 1972; Malsch 1997; Searle 1986; Dreyfus 1979). Völlig zu recht hebt Werner Rammert (2003) hervor, dass sich zahlreiche Autoren mehr über die falsche Verwendung von sozialwissenschaftlichen Begrifflichkeiten durch Ingenieure und Naturwissenschaftler beschwerten, anstatt die zugrundeliegende Problematik anzugehen, nämlich inwieweit Techniken, insbesondere bestimmte avancierte Techniken, es vermögen, einen gewissen Grad an Handlungsfähigkeit aufzuweisen. Scheindebatten, Unterstellungen und ein »aneinander vorbei Diskutieren« sind kennzeichnend:

„Die Menschen im Alltag und auch die Ingenieure wissen, dass Maschinen nicht in der gleichen Weise handeln, interagieren und intelligent vorgehen, wie es Menschen tun können. Sie müssen sich nicht von Philosophen über ‚Kategorienfehler‘ belehren lassen, wenn sie trotzdem die Aktionen von Maschinen mit Worten wie ‚autonom‘, ‚intelligent‘, ‚kooperativ‘ usw. bezeichnen“ (ebd.: 290).

Zahlreiche Techniken werden immer komplexer und können nur angemessen im Rahmen eines umfangreicheren sozio-technischen Systembegriffs gefasst werden. Techniken stehen kaum noch für sich allein, sondern sind in aller Regel mit zahlreichen anderen Techniken verbunden (Hughes 2005 [1987]; Mayntz 1993; Braun & Joerges 1994). Doch auch jenseits der Vernetztheit ist zu beobachten, dass immer mehr Techniken dazu in der Lage sind, ihre Aktivitäten in einem gewissen Rahmen selbst zu planen, auf ihre Umwelt bzw. andere Systemkomponenten zu reagieren und sich anzupassen (vgl. Rammert 2003: 294).

Die klassische Soziologie hat sich vor allem mit den Beziehungen zwischen Menschen beschäftigt, die Interaktion mit Dingen ist klar untergeordnet oder wird sogar außerhalb des zu interessierenden Phänomenbereichs verortet (Rammert 1998). Die Dinge selbst sind nicht Teil des Sozialen, sondern befinden sich in der Umwelt von sozialen Systemen (Japp 1998). Technik ist Instrument des Handelns, Dinge rahmen soziale Situationen (Goffman 1980) oder bringen (ungewollte) gesellschaftliche Konsequenzen hervor (Beck 2007), aber Dinge handeln nicht. Aus meiner Sicht bedarf es einer Konkretisierung, aber vor allem eines Überdenkens des begrifflichen Vokabulars und der theoretischen Konzepte. Der stets autonom und reflexiv handelnde Mensch und die passiv bleibende, instrumentelle Technik werden zwar oftmals als Gegensätze konzeptualisiert, doch stellen diese beiden Positionen vielmehr zwei Extreme auf einem Kontinuum dar. Weder Menschen handeln völlig autonom, noch sind sich alle Techniken in ihrer Aktionsfähigkeit gleich, also bloß passives Werkzeug.

Es gibt insbesondere aus der Wissenschafts- und Technikforschung sehr zahlreiche Studien, welche die immense Rolle der Dinge aufzeigen (vgl. Star & Griesemer 1989; Picke-

ring 1993 und 1994; Latour & Woolgar 1986 [1979]; zum Überblick Strübing 2005). Eine umfassende soziologische Theorie, die Mensch und Technik gleichermaßen zu berücksichtigen vermag, gibt es jedoch nicht. Die Praxistheorie bietet aus meiner Sicht aber das Potential, den Dingen allgemein, aber auch der avancierten Technik im Besonderen in der soziologischen Theorie eine deutlich stärkere Rolle als bisher zu geben. Besonders in den programmatischen Forderungen eines Andreas Reckwitz' (2008) an eine umfassende Theorie sozialer Praktiken ist hier zu denken. Im Zentrum dieses Reports soll die Frage stehen, welchen Anteil die Dinge am Sozialen haben, wie das Verhältnis menschlichen Handelns und technischer Aktivitäten bestimmbar sein könnte. Hierzu wird ausführlich auf praxistheoretische Autoren – oder solche, die unter dem Label „Praxistheorie“ subsumiert werden – rekurriert. Reckwitz spricht hierbei völlig zu recht von einem bloßen Bündel praxeologischer Ansätze und Theorien. Jedoch vereinen all diese Ansätze und Theorien eine spezifische Sichtweise auf das Soziale. Die grundlegenden Merkmale einer solchen praxistheoretischen Forschungsperspektive soll zunächst mithilfe von Andreas Reckwitz erarbeitet werden. Daran anschließend folgt eine Auseinandersetzung mit Theodore Schatzki, auf den Reckwitz besonderen Bezug genommen hat und der auch als Hauptvertreter des sogenannten *practice turn* gilt. Daraufhin werde ich mich Pierre Bourdieu zuwenden, der eine explizite Praxistheorie formuliert hat und nicht zuletzt deshalb von den Vertretern des *practice turn* wie etwa Hörning gerne vereinnahmt wird. Als letzten praxeologischen Forschungsstrang wird auch die Akteur-Netzwerk-Theorie diskutiert. Hier wird auch zu diskutieren sein, warum es überhaupt Sinn ergeben könnte, diesen Ansatz in eine praxistheoretische Diskussion hereinzunehmen.

Ziel dieses Reports ist es, einen Beitrag hinsichtlich des Status' der Artefakte innerhalb der Praxistheorie zu leisten. Eine Modifikation des Handlungsbegriffes ist hierzu dringend erforderlich. Zahlreiche Überlegungen zur Handlungsträgerschaft von Technik findet man vor allem bei Rammert (2002; 2003; 2008), dessen Konzept des graduasierten und verteilten Handelns in dieser Arbeit im Lichte der Praxistheorie diskutiert werden soll (vgl. Kap.4). Anvisiert wird von mir eine Integration des Konzeptes des verteilten und graduasierten Handelns in die Praxistheorie.

2. Eine praxistheoretische Forschungsperspektive

„Theorien sozialer Praktiken“, „Praxistheorie“ oder „Praxeologische Theorie“ – Es gibt verschiedene Labels für einen sich immer stärker entwickelnden Theoriebereich, der das Tun, das aktive Hervorbringen von Denken und Wissen, von Handlungsnormalitäten und -gepflogenheiten hervorheben will. Theorien sozialer Praxis ist weithin gemein, dass sie sich für das Hervorbringen von Denken und Wissen im Handeln interessieren. Wirklichkeit tritt uns als gemacht entgegen und es sind die sozialen Praktiken, die zum Ausgangspunkt der Analyse gemacht werden. Praxistheoretiker begründen Handlungsnormalitäten darin, dass „[...] [d]urch häufiges und regelmäßiges Miteinandertun [...] sich Handlungsgepflogenheiten heraus[bilden], die sich zu Handlungsmustern und Handlungsstilen verdichten und damit bestimmte Handlungszüge sozial erwartbar machen“ (vgl. Hörning 2004: 19f.).

Die Praxis als Ort des Sozialen muss – so die Vertreter des *practice turn* – ernst genommen werden. Der *practice turn* wurde von Karin Knorr-Cetina und Theodore Schatzki ausgerufen und fordert die Soziologie auf, auf der einen Seite die Subjekte mit ihren Primärerfahrungen nicht überzubetonen und auf der anderen Seite auch die Strukturen nicht als dem Handeln gegenüberstehend, quasi materialisiert, zu behandeln (vgl. Schatzki et al. 2005 [2001])¹. Es ist die Praxis, die zwischen Subjekt und Objekt tritt und deren Differenz vermitteln soll (vgl. Hörning 2004: 20).

Freilich würde sich nicht jeder Theoretiker, der vom *practice turn* vereinnahmt wird, auch selbst dort einordnen. Überhaupt gibt es sehr unterschiedliche Ausprägungen von Praxistheorien. Generell zu unterscheiden sind zwei grundsätzliche Typen von Praxistheorien: Zum einen stärker strukturalistische Versionen (Betonung der Reproduktion), wie etwa die Pierre Bourdieus und zum anderen solche, die stärker die Möglichkeit der Kreation und Abweichung betonen, etwa die Praxistheorie von Judith Butler. Autoren wie Reckwitz versuchen durch Theoriesynthese eine umfassende praxistheoretische Perspektive zu entwickeln, welche die Erkenntnisse der verschiedenen praxistheoretischen Ansätze einschließt. Für ihn gibt es so etwas wie DIE Praxistheorie, die verschiedene Merkmale umfasst, welche sich in unterschiedlicher Ausprägung auch bei den praxistheoretischen Ansätzen wiederfinden lassen. So ist etwa sozialen Praktiken gemein, dass sie immer beides sind: sowohl Reproduktion als auch Veränderung (vgl. auch ebd.: 19).

2.1 Andreas Reckwitz: Die Praxistheorie als sozialtheoretische Option

Andreas Reckwitz stellt die Frage, welchen Innovationswert die Praxistheorien vorweisen und beantwortet sie zugleich, indem er die sogenannten Praxistheorien systematisch mit anderen „klassischen“ Theorien vergleicht, um das Besondere einer praxistheoretischen Perspektive gegenüber klassischen Positionen hervorheben zu können (vgl. Reckwitz 2008).

1. Pierre **Bourdieu**
2. Anthony **Giddens**
3. Ludwig **Wittgensteins** Spätwerk (Sozialphilosophie)³
4. Theodore **Schatzki**
5. Ethnomethodologie (programmatisch durch Harold Garfinkel vorbereitet – neuere Diskussionen v. a. durch Luc **Boltanski** und Laurent **Thévenot**)
6. Poststrukturalismus (Michel **Foucaults** späte Arbeiten zu den »Technologien des Selbst«; »Techniken des Regierens« sowie das machttheoretische Konzept der »gouvernementalité«; sowie Gilles **Deleuzes'** Ansatz zu einer Theorie der Materialität)
7. Cultural Studies (britische, postmarxistische Cultural Studies in der Linie Michel **de Certeaus**; Artefakttheorien wie die **Akteur-Netzwerk-Theorie**; sowie kultur- und literaturwissenschaftliche Ansätze einer die Sprechakttheorie transformierenden Theorie des Performativen wie von Judith **Butler**)

Abbildung 1: Praxeologisches Forschungsprogramm (eigene Darstellung; nach ebd.: 98ff.)

Die Praxistheorie in Abgrenzung zu anderen sozialtheoretischen Optionen

¹ Im deutschsprachigen Raum ist es vor allem Andreas Reckwitz, der eine Theorie sozialer Praxis systematisch vorantreibt. Bongaerts argumentiert klar gegen einen solchen *turn*, den es aus seiner Sicht nie gegeben hat und nach dem bisherigen Stand auch nicht notwendig ist (Bongaerts 2007: 257).

Reckwitz konstatiert in der soziologischen Theorie eine Reihe von Diskussionssträngen, die aus seiner Sicht zu einem praxeologischen Forschungsprogramm beitragen (vgl. Abbildung 1).

Generell gibt es keine bis ins Detail konsensual geteilte Praxistheorie, vielmehr handelt es sich um ein „*Bündel von Theorien mit Familienähnlichkeiten*“ (ebd.: 101). Deswegen verfolgt Reckwitz auch zunächst das Ziel, die Gemeinsamkeiten der verschiedenen praxistheoretischen Theorieprogramme und Forschungsansätze in Abgrenzung zu anderen sozialtheoretischen Optionen herauszuarbeiten. So systematisiert Reckwitz zunächst das Feld der Sozialtheorien in strukturtheoretische, normativistische, ökonomisch-individualistische und kulturtheoretische Ansätze (vgl. **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.**). Der Systematisierung liegt hierbei die Frage nach der Ebene und der Einheit des Sozialen zugrunde.

<p style="text-align: center;">strukturtheoretische Ansätze</p> <ul style="list-style-type: none"> - das Soziale ist auf der Ebene nicht-sinnhafter, im weiteren Sinne »materieller« Strukturen festzumachen <p>Reckwitz rechnet hierzu: <u>Georg Simmels</u> „formale Soziologie“; <u>Emile Durkheims</u> Ansatz im Frühwerk (Arbeitsteilung); <u>Karl Marx</u>‘ historischer Materialismus</p>	<p style="text-align: center;">ökonomisch-individualistische Ansätze</p> <ul style="list-style-type: none"> - gemeint sind vor allem Rational Choice-Theorien mit ihrem methodologischen Individualismus und dem sozialwissenschaftlichen Paradigma des homo oeconomicus <p>Ebene des Sozialen ergibt sich als Produkt individueller Akte (matching situations – James S. <u>Coleman</u>)</p>
<p style="text-align: center;">normativistische Ansätze</p> <ul style="list-style-type: none"> - paradigmatisch vom „mittleren“ <u>Durkheim</u> und von <u>Parsons</u> formuliert - Verortung des Sozialen nicht als Resultat individueller Akte, sondern auf der Ebene sozialer Regeln, die vorgeben, welches individuelle Handeln überhaupt möglich ist (homo sociologicus) <p>in erster Linie handelt es sich hierbei jedoch um einen Konsens normativer Regeln</p>	<p style="text-align: center;">kulturtheoretische Ansätze</p> <ul style="list-style-type: none"> - diese basale Ordnungsleistung setzt eine Ebene symbolisch-sinnhafter Regeln voraus (»Kultur«), die die Zuschreibung von Bedeutungen gegenüber Gegenständen in der Welt und ihr Verstehen regulieren - die basale Strukturierung der Handlungswelt verläuft aus kulturtheoretischer Sicht durch kollektiv geteilte Wissensordnungen, Symbolsysteme, kulturelle Codes oder Sinnhorizonte - die Frage nach dem Ort des Sozialen geht somit über die Frage nach dem Ort des Kulturellen, des Sinnhaft-Symbolischen - Unterteilung der Kulturtheorien: <ol style="list-style-type: none"> 1. Mentalismus 2. Textualismus <p>Theorie soziale Praktiken (Praxistheorien sind damit Kulturtheorien, aber nicht alle Kulturtheorien sind Praxistheorien!)</p>

Abbildung 2: Das Feld der Sozialtheorien (eigene Darstellung; nach Reckwitz 2008: 106ff)

Reckwitz ordnet dieser Systematisierung zufolge die Praxistheorien dem Feld der kulturtheoretischen Ansätze zu. Hierbei unterscheidet er zwischen insgesamt drei Typen von Kulturtheorien: dem Mentalismus, dem Textualismus und zuletzt der Praxistheorie. Nachfolgend soll lediglich auf die Praxistheorie ausführlicher Bezug genommen werden. Zentrale Merkmale von Mentalismus und Textualismus sind nachstehender Abbildung zu entnehmen (vgl. Abbildung 3).

Mentalismus	Textualismus
<ul style="list-style-type: none"> - Kultur als geistiges, ideelles Phänomen - Der Ort der kulturellen Symbolsysteme ist der menschliche Geist: die mentale Struktur als kleinste Einheit des Sozialen - Wissensordnungen, die soziale Ordnungen generieren, sind in erster Linie auf der kognitiven Ebene anzusetzen und erscheinen als Weltbilder und Klassifikationssysteme 	<ul style="list-style-type: none"> - Das Soziale und damit die Wissensordnungen der Kultur werden auf der Ebene von Texten, Diskursen, von öffentlichen Symbolen und Kommunikationen (Luhmann) verortet - Texte, Diskurse etc. werden selbst durch sinnhafte Wissensordnungen und ihre kulturellen Codes strukturiert
zugeordnete Vertreter	
<ul style="list-style-type: none"> - Max <u>Weber</u>: Kultur als ein System von Ideen und Weltbildern - Claude <u>Lévi-Strauss</u>: Ethnologie: in Tradition von Saussures Semiotik – das Soziale/ Kultur wird im »unbewussten Geist« situiert; gleich einer kulturellen Grammatik (klassischer Strukturalismus) - Phänomenologie von Edmund <u>Husserl</u>: mentale Verortung des Sozialen/ des Kulturellen und zwar in der Intentionalität, der sinnhaften Gerichtetheit der Bewusstseinsakte, in denen „etwas als etwas verstanden wird“ [die Erweiterungen von Schütz/ Luckmann werden hier jedoch außen vorgelassen] 	<ul style="list-style-type: none"> - Beispielhaft sind vor allem der Poststrukturalismus, die radikale Hermeneutik als auch die radikalkonstruktivistische Systemtheorie finden - So etwa Michel <u>Foucaults</u> poststrukturalistische Diskurstheorie - Ebenso sind Clifford <u>Geertz</u>' radikalhermeneutischer Ansatz als auch Niklas <u>Luhmanns</u> Systemtheorie zu nennen
Fokus auf kognitive Schemata der Weltunterscheidung	Fokus auf Texte, Diskurse und öffentliche Diskurse jenseits kognitiver Schemata

Abbildung 3: Gegenüberstellung Mentalismus und Textualismus (eigene Darstellung; nach Reckwitz 2008)

Grundlegende Merkmale einer praxistheoretischen Perspektive

Die Praxistheorie begreift die kollektiven Wissensordnungen der Kultur nicht als ein geistiges ‚knowing that‘ oder als rein kognitive Schemata der Beobachtung, sondern als ein praktisches Können, als ‚know-how‘, als Gemenge von Alltagstechniken. Praktisches Verstehen ist hierbei im Sinne eines „*sich auf etwas verstehen*“ zu begreifen (ebd.: 111). Der Ort des Sozialen ist somit in den sozialen Praktiken zu suchen, die als know-how-abhängige und von einem praktischen Verstehen zusammengehaltene Verhaltensroutinen verstanden werden. Das Wissen der Praktiken ist hierbei in die Körper der handelnden Subjekte eingeschrieben. Aber auch Artefakte spielen eine zentrale Rolle, denn auch in sie ist Wissen eingeschrieben (vgl. ebd.).

Handlungen sind i.d.R. in eine umfassendere, sozial geteilte und durch implizites, methodisches und interpretatives Wissen zusammengehaltene Praktik eingebettet. Praktiken stellen dabei typisierte, routinisierte und sozial verstehbare Bündel von Aktivitäten dar (vgl. ebd.: 112). Sie bilden eine emergente Ebene des Sozialen – beobachtbar als kollektive Verhaltensweisen, die durch ein spezifisches praktisches Können zusammengehalten werden (ebd.). Für Reckwitz besteht das Problem des Sozialen aus praxistheoretischer Sicht darin, wie sich Handlungen über zeitliche und räumliche Grenzen hinweg wiederholen können.

Trotz der Diversität der praxistheoretischen Ansätze, meint Reckwitz wesentliche Grundpositionen herausarbeiten zu können: Zum einen betont die Praxistheorie die Materialität des Sozialen bzw. des Kulturellen und zum anderen hebt sie die implizite, informelle Logik des sozialen Lebens hervor. Diese beiden Aspekte seien bei jeder Praxistheorie, wiewohl in unterschiedlicher Ausprägung, zu finden.

2.1.1 Die Materialität des Sozialen

Die Praktik als kleinste Einheit des Sozialen definiert Reckwitz nach Theodore Schatzki (vgl. Kap. 2.2) als routinisierten *nexus of doings and sayings*, welcher durch ein implizites Verstehen zusammengehalten wird (ebd.: 113)².

Für Praxistheoretiker hat ein solcher Komplex aus regelmäßigen Verhaltensakten und praktischem Verstehen keine rein ideelle Seite, sondern prinzipiell auch eine materielle Struktur (ebd.). Hierbei werden zwei materielle Instanzen ausgemacht: Zum einen der menschliche Körper und zum anderen die Artefakte.

Körper

Zunächst einmal stellen Praktiken auf einer ersten Ebene nichts anderes als Körperbewegungen dar (ebd.: 114). Gemeint sind auch nicht unmittelbare einsehbare Aktivitäten wie Formen des Denkens und Fühlens, insofern sie zu der entsprechenden sozialen Praktik gehören – etwa wenn zu einer Praktik auch ein Ekelgefühl und -gebaren gehört (ebd.). Noch konkreter heißt es:

„Eine Praktik – sei es eine der administrativen Verwaltung oder der künstlerischen Tätigkeit – ist immer als eine skillful performance von kompetenten Körpern zu verstehen. Wenn ein Mensch eine Praktik erwirbt, dann lernt er, seinen Körper auf bestimmte, regelmäßige und ‚gekonnnte‘ Weise zu bewegen und zu aktivieren oder besser: auf eine bestimmte Art und Weise Körper zu sein“ (ebd.: 113f.).

Es handelt sich also zum einen um kompetente Körper und zum anderen um eine von diesen kompetenten Körpern hervorgebrachte *skillful performance*. Wie jedoch aktiviert der Körper sein implizites Wissen von der Praktik? Und wie stellen sich Praxistheoretiker Lernen vor? Wie erfolgt die Aneignung einer Praktik? An dieser Stelle kommt die Frage nach dem Verhältnis von Körper und Geist auf, die auch bei Ingo Schulz-Schaeffer relevant ist (vgl. Schulz-Schaeffer 2010; vgl. auch Kap. 3).

Generell umfasst der Aspekt der Körperlichkeit zwei Seiten. Erstens die Inkorporiertheit von Wissen und zweitens die Performativität des Handelns (Reckwitz 2008: 114). ‚Nach innen‘ ist für den Vollzug einer Praktik Voraussetzung, dass das dafür notwendige Wissen inkorporiert ist. Know-how und praktisches Verstehen sind stets körpergebunden. Reckwitz betont die körperlich-leibliche Mobilisierbarkeit von Wissen, die sich klar von der Explizierbarkeit von Wissen unterscheidet. Der Vollzug von Praktiken bedeutet aber ebenso, dass die Praktik von der sozialen Umwelt als eine skillfull performance interpretiert werden kann:

„Die Praktik als soziale Praktik ist nicht nur eine kollektiv vorkommende Aktivität, sondern auch eine potentiell intersubjektiv als legitimes Exemplar der Praktik X verstehbare Praktik – und diese soziale Verständlichkeit richtet sich auf die körperliche performance“ (ebd.).

In der praxistheoretischen Perspektive geht es nicht primär um individuelles Wissen, sondern um das Wissen, das in den Praktiken selbst steckt: Dass es zugleich auch bedeuten

² Der Grenzziehungsproblematik widmet sich Reckwitz nicht, somit bleibt unklar, inwiefern einzelne Praktiken voneinander überhaupt klar zu unterscheiden sind und welchen Umfang ein solcher Nexus annehmen kann.

muss, dass sich Individuen Wissen angeeignet haben, wird zwar nicht verneint, steht aber auch nicht im Fokus der Aufmerksamkeit. Von Interesse ist stattdessen, wie das Wissen im Zusammenspiel von Körpern und Artefakten angewendet und von anderen als solches einer spezifischen Praktik deutbar ist.

Artefakte

Neben den Körpern haben, wie schon angedeutet, auch die Artefakte eine zentrale Rolle, denn Praktiken bedeuten meist einen Umgang von Menschen mit Dingen bzw. Objekten. Artefakte sind als Teilelemente von sozialen Praktiken zu begreifen (ebd.: 115). Unklar bleibt, ob alle Praktiken auch an Artefakte gebunden sind, jedoch wird deutlich, dass zahlreiche Praktiken erst durch Artefakte ermöglicht werden und sowohl für Vollzug als auch für die Reproduktion der Praktik notwendig sind. Artefakte haben dabei weder einen rein materiellen noch einen bloßen kulturell-symbolischen Stellenwert (vgl. ebd.). Vielmehr sind sie Gegenstände, deren sinnhafter Gebrauch, also deren praktische Verwendung, Bestandteil einer Praktik ist oder gar die Praktik selbst darstellt. Allgemein gilt jedoch, dass die Faktizität, also die Materialität und damit auch Widerständigkeit des Artefakts keinen beliebigen Gebrauch oder beliebiges Verstehen zulässt.

2.1.2 Die implizite Logik der Praxis

Praktiken bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Routiniertheit und Unberechenbarkeit (vgl. ebd.: 120f.). Routiniertheit steht für Reproduktion, hingegen soll die Unberechenbarkeit das Moment der Kreativität, der Produktion wiedergeben. Es geht bei den Praktiken gerade nicht um eine einfache Wiederholung von Routinen, sondern vielmehr ergeben sich immer wieder methodische und interpretative Ungewissheiten und Unbestimmtheiten. Praktiken müssen kontextspezifisch gedeutet werden (ebd.: 121)!

Reckwitz benennt insgesamt vier grundlegende Eigenschaften von Praktiken, welche die eben genannte Offenheit und damit auch Veränderbarkeit herbeiführen:

Als erstes kennzeichnet er „accomplishment“ als grundlegende Eigenschaft. Kein praktisches Wissen kann alle notwendigen Antworten auf sämtliche mögliche Kontexte bereithalten. Entscheidend ist die Kontextualität bzw. die Situativität, in der die Praktiken vollzogen werden. Praktiken müssen bewältigt werden und dies beinhaltet stets Spielräume für den tatsächlichen Vollzug (vgl. ebd.: 122).

Die Zeitlichkeit folgt als zweite Eigenschaft von Praktiken. Mit dem Aspekt der Zeitlichkeit meint Reckwitz die prinzipielle Zukunftsoffenheit und das sich dabei ergebene „*Potential der Sinnverschiebung*“ (ebd.: 123). Jede Praktik muss immer wieder neu hervorgebracht werden, wobei die ausführenden Akteure eben nicht wissen, inwiefern weiteres Handeln im Rahmen der Praktik auch tatsächlich gelingen wird und die Praktik damit fortsetzbar ist³.

Drittens handelt es sich um lose gekoppelte Komplexe von Praktiken. Praktiken stehen niemals für sich allein, sondern sind stets mit anderen Praktiken verbunden. Eine gesell-

³ Reckwitz konstatiert an dieser Stelle einen Zwang zur schnellen Entscheidung unter Zeitdruck (Reckwitz 2008: 123).

schaftstheoretische Weiterentwicklung der Praxistheorie ist dabei allerdings noch nicht in dem Maße erfolgt, wie es notwendig wäre. Die Frage ist, wie diese Komplexe von miteinander zusammenhängenden Praktiken rekonstruiert werden können (vgl. ebd.: 123f.)⁴.

Zuletzt vollziehen Subjekte als lose gekoppelte Bündel von Wissensformen die Praktiken. Hierbei geht die Praxistheorie laut Reckwitz nicht von allgemeingültigen Subjekteigenschaften des Menschen aus (ebd.: 124). Subjekte sind Produkte historisch und kulturell spezifischer Praktiken und sie existieren auch nur im Vollzug dieser Praktiken. Damit ist das Subjekt eine „*Sequenz von Akten, in denen es in seiner Alltags- und Lebenszeit an sozialen Praktiken partizipiert*“ (ebd.: 125).

Das handelnde Subjekt?

Die Praxistheorie versucht eine Alternative gegenüber den klassischen Subjekt/ Objekt- und Geist/ Körper-Dualismen zu formulieren, rehabilitiert aber zugleich auch den jeweils zweiten Pol für die Sozialtheorie (ebd.: 116).

Intentionalität ist nach Reckwitz' Verständnis für eine praxistheoretische Perspektive zweitrangig. Handeln selbst stellt hierbei nicht einfach ein Konglomerat diskreter und intentionaler Einzelhandlungen dar, sondern ist vielmehr „*ein routinierter Strom der Reproduktion typisierter Praktiken*“ (ebd.: 121). Zwar enthalte Handeln Elemente der Intentionalität, auch würden im Handeln normative Kriterien gehandhabt werden und ebenso kommen auch symbolische Schemata zum Einsatz, jedoch stellt Handeln vor allem erst einmal eine wissensbasierte Tätigkeit dar, also eine Aktivität, in der praktisches Wissen und praktisches Verstehen zentral sind (vgl. ebd.: 116):

„Die relative Strukturiertheit, Verstehbarkeit und Geordnetheit der Sozialwelt ergibt sich nicht primär aus einer Komplementarität der Interessen, aus einem normativen Konsens oder der Übersubjektivität abstrakter Symbolsysteme und Überzeugungen, sondern aus dem Routinehandeln, das durch ein implizites praktisches Wissen und Verstehen ermöglicht wird. Einmal vermitteltes und inkorporiertes praktisches Wissen tendiert dazu, von den Akteuren immer wieder eingesetzt zu werden und repetitive Muster der Praxis hervorzubringen“ (ebd.: 121).

Es ist nicht primär eine Intentionalität, sondern vor allem die wissensabhängige Routinisiertheit, die das einzelne Handeln anleitet:

„Dies schließt teleologische Elemente nicht aus; die Praxistheorie betrachtet diese jedoch nicht als explizite und diskrete Zwecke oder Interessen, sondern als sozial konventionalisierte, implizite Motiv/Emotions-Komplexe, die einer Praktik inhärent sind, in die die Akteure einrücken und die sie dann möglicherweise als »individuelle Interessen« umdefinieren“ (ebd.: 118f.).

Motive sind der Praktik also inhärent. Doch wie muss man sich solche Motiv-/ Emotionskomplexe genau vorstellen und wie ermittelt man sie, wenn man doch stets nur den Umdeutungen durch die Subjekte begegnet? Zwecke und Interessen ebenso wie Normensysteme erhalten in der Praxistheorie eine spezifische praxeologische Einbettung (ebd.: 118). Intentionalität, Normativität und symbolische Schemata müssten ihrem Status nach grundlegend modifiziert werden. Wie eine solche Modifikation aussehen soll, belässt Reckwitz aber offen. Eine Möglichkeit, wie mit dem Handlungsbegriff und der damit oft einherge-

⁴ Ausgangspunkt könnten hier meiner Ansicht nach die Handlungs- und Verweisungsgefüge sein, die durch wechselseitige Bezüge der menschlichen Akteure und Artefakte hergestellt werden (vgl. auch Hörning 2004: 30). Diesen wechselseitigen Bezugnahmen und Beziehungen wäre auch über die einzelnen Situationen hinaus zu folgen.

henden Intentionalität konzeptuell differenzierter umgegangen werden könnte, hat Rammert mit seinem Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns gezeigt (vgl. Kap.4).

Auch Intersubjektivität ist nicht im klassischen Sinne Voraussetzung für das Vorhandensein einer Praktik. Sozialität wird in der Praxistheorie gerade nicht mit Intersubjektivität gleichgesetzt, d.h., dass Interaktivität (zwischen mehreren Personen) nicht notwendige Bedingung für eine Praktik ist. Oftmals liegt sogar vielmehr eine interobjektive Struktur vor (vgl. Reckwitz 2008: 117; Latour 1996b). Die nicht selten anzutreffende Gleichsetzung von Intersubjektivität mit Sozialität führt aus Reckwitz' Sicht sogar zu einer Marginalisierung zahlreicher Praktiken:

„Aus Sicht der Praxistheorie besteht das Soziale einer Praktik stattdessen in der Repetitivität gleichartiger Aktivitäten über zeitliche und räumliche Grenzen hinweg, die durch ein praktisches Wissen ermöglicht wird. Ein solcher Typus des Verhaltens und Verstehens ist zwar potentiell durch andere Akteure verstehbar und in jedem Einzelfall als Praktik X sozial identifizierbar (und in diesem weiteren Sinne intersubjektiv strukturiert), aber das accomplishment der wissensbasierten sozialen Praktiken selbst braucht nicht die Form einer sozialen Interaktion oder von sozialem Handeln zu besitzen“ (Reckwitz 2008: 118).

Die in und durch die Praktiken hervorgebrachten Subjekte sind die Träger des inkorporierten Wissens. Beim Vollzug einer Praktik kommen implizite soziale Kriterien zum Einsatz (Akteure erschaffen sich in der jeweiligen Praktik eine entsprechende Sinnwelt): Gegenstände und Personen besitzen eine implizit gewusste Bedeutung, mit denen man umgeht, um routinemäßig angemessen zu handeln (ebd.: 117). Wissen ist ein simultaner Bestandteil der Praktiken und geht der Praxis dabei gerade nicht zeitlich voraus:

„Statt zu fragen, welches Wissen eine Gruppe von Individuen, das heißt eine Addition von Einzelnen, ‚besitzt‘, lautet die Frage, welches Wissen in einer bestimmten sozialen Praktik zum Einsatz kommt (und erst darauf aufbauend kann man auf die Personen als Träger der Praktiken rückschließen)“ (ebd.).

Reckwitz unterscheidet dabei zwischen verschiedenen Elementen eines »praktischen Wissens«. Zunächst gibt es Wissen in Form eines interpretativen Verstehens, d.h. einer routinemäßigen Zuschreibung von Bedeutungen zu Gegenständen, Personen und abstrakten Entitäten aber auch dem Selbst gegenüber (vgl. ebd.: 118). Dann gibt es methodisches Wissen. Gemeint sind skript-förmige Prozeduren zur kompetenten Hervorbringung von aufeinander bezogenen Handlungen. Zuletzt benennt Reckwitz motivational-emotionales Wissen. Dieses meint einen impliziten Sinn für das, »was man eigentlich will«, »worum es eigentlich geht« und auch »was undenkbar wäre«. Wie das Subjekt selbst sind auch die Wissensformen nicht universal, sondern historisch und kulturell spezifisch (ebd.).

2.1.3 Zusammenfassung Reckwitz

An dieser Stelle soll nun noch einmal Reckwitz' Vorstellung einer Praxistheorie kurz zusammengefasst werden. Schon der Titel des Kapitels *„Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken“* verrät, dass es Reckwitz um mehr geht, als den bloßen Vergleich verschiedener praxeologischer Theorien und Forschungsansätze. Im Theorievergleich arbeitet Reckwitz diejenigen grundlegenden Elemente aus, die eine Praxistheorie seiner Ansicht nach ausmachen bzw. ausmachen sollten. Unter Praktiken versteht Reckwitz know-how-abhängige und von einem praktischen Verstehen zusammengehaltene Verhaltensroutinen,

also typisierte, routinisierte und sozial verstehbare Bündel von Aktivitäten. Es geht vor allem um das Handeln im Vollzug, wobei die Handlung nicht die zugrundeliegende Analyseinheit darstellt, denn Handeln ist vielmehr in Praktiken eingebettet und ist gekennzeichnet durch praktisches Können und Verstehen. Zentral für das Verständnis von Praktiken ist die Berücksichtigung der Materialität. Praktiken sind in doppelter Hinsicht materiell verankert: Zum einen in den (menschlichen) Körpern und zum anderen in den Artefakten. Letztere strukturieren nicht nur die soziale Situation, sondern sind selbst Bestandteil der Praktiken, da sie diese ermöglichen und beschränken. In den Körpern wiederum ist das für die Praktiken notwendige Wissen inkorporiert. Dem impliziten Wissen wird dabei eine besondere Rolle zugemessen. Das Handeln kompetenter Körper muss stets zugleich auch eine *skillful performance* sein, die von anderen Akteuren verstanden werden kann. Praktiken besitzen aber keinesfalls lediglich ein reproduzierendes, wiederholendes Moment, sondern ebenso eine kreative, schöpferische Seite. Sie müssen immer wieder neu hervorgebracht werden. Kontextualität bzw. Situativität ist der entscheidende Punkt. Zukunftsoffenheit und situative Unbestimmtheiten lassen immer auch Spielraum zum abweichenden Handeln. Zuletzt nennt Reckwitz auch noch den Subjektbegriff als grundlegendes Merkmal (s)einer Praxistheorie. Diese sind die Träger des impliziten Wissens und stellen die die Praktik vollziehenden Entitäten dar. Eine konkrete Konzeptualisierung des Subjektbegriffes aber unterbleibt. Ausdrücklich weist Reckwitz die konstitutive Bedeutung von Intentionen und Intersubjektivität für soziale Praktiken zurück, sie erhalten also kein theoretisches Primat.

Nach dieser ausführlichen Darstellung, möchte ich an dieser Stelle noch auf ein Problem hinweisen, das nicht nur begrifflicher Natur ist. Nicht nur Reckwitz, sondern auch andere praxistheoretische Autoren verwenden die Begriffe »repetitiv« und »routinisiert« nicht differenziert genug und so geht ein entscheidender Unterschied beider Begrifflichkeiten unter: Während sich das repetitive Moment dadurch äußert, dass eine Praktik innerhalb der Gesellschaft bzw. in Teilbereichen immer wieder auftritt, also an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten mit unterschiedlichen Akteuren zu beobachten ist, verweist der Begriff der Routinisiertheit auf einen ganz anderen Aspekt, nämlich auf den (menschlichen) Akteur, der bestimmte Tätigkeiten wiederholt ausführt. Bestimmt man Praktiken demnach als typisierte, repetitive und sozial verstehbare Bündel von Aktivitäten, dann spielt es zunächst gar keine Rolle, ob die jeweiligen Akteure die Praktik auch regelmäßig ausüben. Die Betonung würde bei diesem Begriff darauf liegen, dass es sich bei einer Praktik um ein allgemein gesellschaftlich beobachtbares Muster handelt, dass durch andere Akteure als solches verstehbar ist. Bestimmt man Praktiken jedoch, wie es Reckwitz tut, als typisierte, routinisierte und sozial verstehbare Bündel von Aktivitäten, dann beschränkt man den Praktikensbegriff aus meiner Sicht auf solche Aktivitäten, die durch die Akteure regelmäßig ausgeführt werden – denn nur dann können Akteure darin auch routinisiert sein. Eine solche akteurs- bzw. subjektzentrierte Perspektive hingegen ist doch eigentlich genau das, was die Praxistheorie nicht wollen kann. Selbstverständlich bestreite ich nicht, dass es für bestimmte Praktiken kennzeichnend sein kann, dass sie durch Akteure vollzogen werden, die darin Routine gewinnen, jedoch ist dies nicht für jede Praktik gleichermaßen der Fall. Die Praktik des Heiratens etwa wird für Akteure in nur sehr seltenen Fällen auch zu einer routinisierten Praktik. Die zukünftigen Eheleute kennen die Heirat als Praktik und mir ihr all die verbun-

denen Aktivitäten, jedoch üben sie diese eben nicht routinisiert aus, wenngleich sie und auch die Hochzeitsgäste die Aktivitäten als typische Ausübung der Praktik Hochzeit verstehen können.

2.2 Theodore Schatzki – Eine explizite Praxistheorie im Sinne des *Practice Turn*

In „*The Site of The Social*“ (Schatzki 2002) propagiert Theodore Schatzki eine neue Form der Sozialtheorie: die Praxistheorie. Doch schon ein Jahr zuvor rief er gemeinsam mit Karin Knorr-Cetina und Eike von Savigny den *practice turn* aus (vgl. Schatzki et al. 2005 [2001]).

Der Ort des Sozialen wird als spezifischer Zusammenhang menschlicher Koexistenz aufgefasst (Schatzki 2002: 70). Schatzki unterscheidet hierbei analytisch zwischen sozialen Ordnungen auf der einen Seite und sozialen Praktiken auf der anderen Seite. Soziale Ordnungen sind als Arrangements von Entitäten definiert, in denen es zu Praktiken als organisierte Aktivitäten kommt (vgl. ebd.: XI). Zwischen sozialen Ordnungen und sozialen Praktiken besteht ein Wechselverhältnis. Zentrale Vermittlungsinstanz ist hierbei der menschliche Akteur.

2.2.1 Soziale Ordnung, soziale Praxis und sozialer Kontext

Neben den beiden zentralen Begrifflichkeiten der »sozialen Ordnungen« und der »sozialen Praktiken« führt Schatzki den Begriff des Kontextes ein. Dieser macht das Wechselverhältnis zwischen den beiden anderen Begrifflichkeiten umso deutlicher. Praktiken sind der Kontext von sozialen Ordnungen und soziale Ordnungen sind der Kontext von Praktiken.

Soziale Ordnungen stellen keine für sich selbst stehenden oder sich selbst reproduzierenden Konfigurationen dar. Sie müssen beständig in der Praxis hervorgebracht und reproduziert werden, sie bestehen und entwickeln sich ausschließlich in einem sie umgebenden Kontext (ebd.: 59). Dieser Kontext ist für Schatzki ein Nexus von sozialen Praktiken (ebd.). Auch Praktiken stehen nicht für sich allein, sondern sind stets mit anderen Praktiken verknüpft. Diese Verknüpfungen stellen den Kontext für die sozialen Ordnungen dar (und ebenso umgekehrt). Die arrangierten Entitäten der sozialen Ordnungen, es kann sich hierbei sowohl um Menschen als auch Dinge handeln, die Relationen zwischen ihnen, die zugeschriebenen Bedeutungen, Identitäten und Positionen der Entitäten sind stets verbunden mit organisierten Bündeln von Aktivitäten, also sozialen Praktiken und deren Vollzug (ebd.).

Jede Praktik im Vollzug ist damit stets in einen breiteren Kontext eingebettet. Zugleich haben auch alle Entitäten der sozialen Ordnung jeweils ihren je eigenen Kontext (ebd.: 61), denn jede sich nicht selbstgenügende Entität hat ihren spezifischen Kontext. Schatzki benennt das Verhältnis zwischen Kontext und Entität als „powers of determination“, Kontexte determinieren gewissermaßen die Entität oder das Phänomen, das sie umgeben (ebd.: 62). Unter »determinieren« versteht Schatzki aber kein klares Vorherbestimmen, sondern vielmehr eine Präfiguration: Kontexte wirken ermöglichend und beschränkend zugleich auf die Entität oder das Phänomen ein (ebd.). Oftmals sind es auch erst diese Kontexte, die den Entitäten oder Phänomenen Wert und Bedeutung verleihen (ebd.). Jeder Kontext ist konkret beschaffen, eben arrangiert („*has composition*“) (ebd.: 63).

2.2.2 Der Begriff der sozialen Praktik

Schatzki versteht Praktiken allgemein als „*organized nexuses of actions*“, als Konglomerat von „*doings and sayings*“, die in spezifischer Weise miteinander verbunden sind. Unter Praktiken können ganz unterschiedliche Phänomene gefasst werden wie z.B. Aushandlungspraktiken, Kochpraktiken, Bankgeschäftspraktiken, Entspannungspraktiken, religiöse Praktiken, Ausbildungspraktiken (ebd.: 70) oder eben auch Praktiken des Autofahrens. Die zwei wesentlichen Momente von Praktiken sind Aktivität und Organisiertheit, denn Praktiken stellen organisierte Aktivitätenbündel dar (ebd.: 71).

Doings and Sayings

Unter Aktivitäten versteht Schatzki ganz allgemein „*doings and sayings*“, eine analytische Auseinandersetzung mit dem Handlungsbegriff erfolgt jedoch nicht. Mal scheinen „*actions*“ dasselbe wie „*doings and sayings*“ zu bedeuten, dann aber wieder konstituieren diese erst die „*actions*“ (vgl. auch ebd.: 72f.):

Ohne, dass Schatzki es weiter ausführt, ist anzunehmen, dass Aktivitäten der allgemeine Begriff für jede Form von menschlichem Wirken darstellen, sei es etwa bei den Kochpraktiken, ein Messer zu schleifen. „*Sayings*“ sind letztlich eine Teilmenge der „*doings*“, denn sie sind: „*doings that say something*“ (ebd.: 72). Sie müssen nicht zwingend mit (verbaler) Sprache verbunden sein, auch die Körpersprache wie etwa ein Kopfschütteln ist als „*saying*“ zu begreifen (ebd.).

Schatzki versteht „*doings and sayings*“ ausdrücklich als körpergebunden, führt die Rolle des Körpers aber kaum weiter aus. Es ist aus meiner Sicht sinnvoll, basale Aktivitäten als diese sogenannten „*doings and sayings*“ zu begreifen, denn Schatzki führt an dieser Stelle noch weitere Begriffe ein: nämlich „*task*“ und „*project*“ (ebd.: 73). Je nach Umfang der Praktik, kann diese aus mehreren Projekten bestehen, die sich gemeinsam zu der Praktik fügen. Ein Projekt wiederum besteht aus mehreren Aufgaben und diese aus verschiedenen basalen Aktivitäten („*basic actions*“) – den „*doings and sayings*“. Je nach Erkenntnisinteresse und interessierenden Phänomen kann es zur analytischen Unterscheidung durchaus sinnvoll sein, zwischen basaler Aktivität, Aufgabe, Projekt und der sich daraus konstituierenden Praktik zu differenzieren, keinesfalls aber ist es immer erforderlich. Wenn man „*doings and sayings*“ als die basalen Aktivitäten versteht, dann wird es auch plausibel, wenn Schatzki sagt:

„*Different doings and sayings often constitute the same action*“ (ebd.).

Weiter heißt es auch:

„*The performance of tasks often consists of aggregated doings and sayings*“ (ebd.).

Letztlich stellt Schatzki sodann auch selbst fest, dass seine Praktik hierarchisch organisierte „*doings and sayings*“, Aufgaben und Projekte umfasst (vgl. ebd.). Insgesamt benennt Schatzki vier grundlegende Merkmale, die mit den „*doings and sayings*“ verbunden sind: Praktisches Verstehen, Regeln, eine teleo-affektive Struktur und „*general understandings*“. Im Folgenden soll nun auf die vier von Schatzki angeführten Merkmale von sozialen Praktiken eingegangen werden.

1. „*Practical understanding*“ und „*practical intelligibility*“⁵: Unter der „*practical intelligibility*“ versteht Schatzki zunächst einmal nichts anderes als den praktischen Sinn für die vollzogenen Tätigkeiten (ebd.: 74f.). Sie ist ausdrücklich an die Körperlichkeit von handelnden Subjekten gebunden, denn es sind stets Individuen, die ihre Tätigkeiten praktisch verstehen und ihnen so Sinn zuschreiben (ebd.: 75). Es ist ein Merkmal von Individuen – oder in Reckwitz’ Sprache: von handelnden Subjekten – dem Sinn geben zu können, was sie tun: „*practical intelligibility is an individualist phenomenon: It is always to an individual that a specific action makes sense*“ (ebd.).

„*Practical intelligibility*“ ist ausdrücklich nicht mit Rationalität oder Normativität gleichzusetzen. Etwas kann auch für jemanden Sinn ergeben, das nicht den Kriterien der Rationalität entspricht oder von dem auch der Akteur weiß, dass es falsch ist (ebd.). Zugleich spielen natürlich für den Akteur Fragen der Rationalität und Normativität mitunter eine wichtige Rolle, doch in aller erster Linie ist „*practical intelligibility [...] practical*“ (ebd.: 76). Sie ist stets verkörpert und damit zunächst einmal vor allem implizit zuhanden. Zugleich jedoch betont Schatzki, im Gegensatz zu Reckwitz, dass die nicht-diskursiven Aktivitäten („*doings*“) keinesfalls von vornherein eine höhere Priorität eingeräumt bekommen dürfen als die diskursiven Aktivitäten („*sayings*“) (ebd.: 77).

Unter „*practical understanding*“ hingegen versteht Schatzki nicht den Moment der Sinnzuschreibung, sondern meint den Aspekt des Erkennens der Praktik: „*knowing how to X, knowing how to identify X-ings, and knowing how to prompt as well as respond to X-ings*“ (ebd.). Es geht also darum, dass Akteure Praktiken als spezifische Praktiken erkennen und diese auch anderen als solche anzeigen können⁶.

Das praktische Verstehen ist ebenso verkörpert wie auch die „*practical intelligibility*“, meint jedoch das quasi automatische Erkennen und Verstehen von situativen Praktiken. Es ist der Kontext und die spezifische „*practical intelligibility*“ des Akteurs, die bestimmt, welche Praktik ausgeführt wird und welchen konkreten Sinn diese für sie hat (vgl. ebd.: 79).

2. Regeln: Mit den „*doings and sayings*“ sind stets gewisse Sets an Regeln verbunden. Unter Regeln versteht Schatzki explizite Richtlinien, Prinzipien, Vorschriften und Anweisungen, die Akteure anweisen etwas Spezifisches zu tun. Praktiken sind mit solchen expliziten Regeln gekoppelt, dadurch dass die beteiligten Akteure jeweils dieselben Regeln berücksichtigen und einhalten müssen (vgl. ebd.). Mit den Regeln kommt auch die Normativität als Dimension wieder stärker ins Spiel⁷.

⁵ An dieser Stelle sollen „*practical understanding*“ und „*practical intelligibility*“ gemeinsam vorgestellt werden, da beide sehr eng zusammen hängen.

⁶ „*Hence, by practical understanding I do not mean a sort of know-how that [...] Examples of what I have in mind are Bourdieu’s habitus, otherwise called practical sense (“have a feeling for the game”), and Giddens’s practical consciousness (“tacitly grasping a rule”)*“ (Schatzki 2002: 78).

⁷ Regeln sind jedoch nicht einfach gleichzusetzen mit Explikationen von bisher noch nicht artikulierten Verständnissen (ebd.: 80). Die Regeln, die Schatzki hier im Sinn hat, sind also ausschließlich expliziter Natur. Implizite Regeln sind von diesen klar zu unterscheiden und können auch dauerhaft implizit bleiben. Schatzki versteht implizite Regeln keineswegs als noch nicht explizierte Regeln, sondern grenzt beide Formen deutlich voneinander ab. Die impliziten Regeln etwa werden in der teleo-affektiven Struktur deutlich und spielen ebenso auch beim praktischen Verstehen eine zentrale Rolle.

3. Teleo-affektive Struktur: Die teleo-affektive Struktur ist Teil der Praktik und explizit nicht innerhalb der Individuen zu verorten. Jede Praktik besitzt ein ihr inhärentes Ziel bzw. inhärenten Zweck sowie damit verbundene Emotionen:

“A teleoaffective structure is a range of normativized and hierarchically ordered ends, projects, and tasks, to varying degrees allied with normativized emotions and even moods” (ebd.: 80).

Unter Normativität versteht Schatzki hierbei zum einen den Aspekt der Erwünschtheit und zum anderen, und das noch sehr viel deutlicher, den Aspekt Erwartbarkeit, also wie etwas sein sollte. Eine spezifische Aktivitäten-Kombination, bestehend aus Projekten und Aufgaben, sollte auf eine bestimmte Art und Weise ausgeführt werden bzw. es wird gewünscht, dass sie auf diese bestimmte Art und Weise ausgeführt wird. Damit verbunden sind erwünschte bzw. erwartete Emotionen (ebd.).

Es sei noch einmal betont, dass die teleo-affektive Struktur ausdrücklich nicht eine Eigenschaft des Akteurs ist, sondern Bestandteil der Praktik selbst. Man muss die teleo-affektive Struktur befolgen, sonst führt man nicht die mit ihr verbundene Praktik aus, sondern etwas anderes. Schließlich handelt es sich beim Vollzug von Praktiken um *skillful performances* und diese müssen von anderen Akteuren verstanden werden – wird die teleo-affektive Struktur »verletzt«, dann wird die Praktik nicht als ebensolche verstanden, sondern als etwas anderes. Die teleo-affektive Struktur kann dabei auch ungleichmäßig den Akteuren inkorporiert sein (ebd.).

Ebenfalls nicht zu verwechseln sind teleo-affektive Strukturen mit kollektiv beabsichtigten Zielen und Projekten:

“Ends, for instance, need not be conscious goals, that is to say, states of affairs that people consciously seek to realize. A person need not be thematically aware – at any time – of the teleological end points that determine what makes sense to him or her to do” (ebd.: 81).

Die teleo-affektive Struktur steuert dabei nicht direkt das Handeln der Akteure, dieses ist durch die „*practical intelligibility*“ bestimmt. Damit ist die teleo-affektive Struktur mit letzterer verbunden und beeinflusst diese mittels Lern- bzw. Sozialisationsprozessen. Inkorporiert, wenn auch gegebenenfalls nur teilweise, wird die teleo-affektive Struktur also ausschließlich, indem die Akteure die Praktiken selbst ausführen bzw. an diesen beteiligt⁸ sind.

4. „*General understandings*“: Praktiken sind – wie bereits an früherer Stelle hervorgehoben – stets mit anderen Praktiken zu Praktikenkomplexen verbunden und stehen ebenso auch mit sozialen Ordnungen in einem Wechselverhältnis. Über diese Zusammenhänge weiß der Akteur implizit Bescheid und kann so auch die Aktivitäten anderer Akteure ent-

⁸ Zu überlegen wäre es an dieser Stelle, ob nicht auch schon das »Zuschauersein« eine Form der Beteiligung an der Praktik darstellt, ähnlich wie es Goffman in „Wir alle spielen Theater“ aufgezeigt hat (Goffman 2008). Es sollte zudem noch einmal betont werden, dass es sich bei teleo-affektiven Strukturen um einen unbegrenzten Komplex handelt. Unbegrenzt deshalb, weil sie in verschiedensten Kontexten wirksam werden und zudem selbst prozessual immer wieder neu hervorgebracht werden müssen. Die Ermittlung und Konkretisierung dieses Komplexes kann deshalb von Forschungsseite nur annähernd und vorläufig erfolgen. Erkennbar ist eine solche teleo-affektive Struktur anhand eines gewissen allgemeinen Konsenses darüber, was akzeptabel ist und was nicht (vgl. Schatzki 2002: 83). Auch der Teilnehmerstatus an Praktiken ist Teil dieser teleo-affektiven Struktur, denn auch die Frage, ob und inwieweit man an Praktiken teilhaben darf/ muss, ist eine Frage der Erwünschtheit und Erwartbarkeit.

sprechend einordnen. Das Anzeigen und Erkennen dieses Wissens um übergeordnete Zusammenhänge ist ebenfalls wieder mit speziellen „*doings and sayings*“ verknüpft und kann somit auch selbst eine Praktik darstellen. Hierbei bleibt aber vage, aber auf die Verknüpfung verschiedener Praktiken abzielt, für die die Akteure ein allgemeines Verständnis aufbringen (ebd.: 77).

Typen von Praktiken

Nicht alle Praktiken sind grundsätzlich scharf voneinander zu unterscheiden. Empirisch kommt es immer wieder zu Überschneidungen:

“A particular doing, for instance, might belong to two or more practices by virtue of expressing components of these different practices’ organizations” (ebd.: 87).

Eine Praktik kann als solche definiert und von anderen unterschieden werden, wenn eine spezifische Bündelung von *doings* und *sayings*, von *tasks* und *projects* zu erkennen ist. Schatzki trifft zudem eine generelle Unterscheidung zwischen zwei Typen von Praktiken: Zum einen gibt es integrative Praktiken und zum anderen die sogenannten dispersen Praktiken (ebd.: 88).

Unter integrativen Praktiken versteht Schatzki komplexe Gebilde, in denen zahlreiche Tätigkeiten, Projekte und Aufgaben sowie Emotionen miteinander verbunden sind. Die bisherigen Ausführungen beziehen sich auch im Wesentlichen auf diesen Typ von Praktik.

Disperse Praktiken hingegen finden sich in zahlreichen integrativen Praktiken wieder. Sie stellen spezifische Aktivitäten dar, etwa beschreiben, fragen, untersuchen oder ordnen. Das Besondere an dispersen Praktiken ist, dass sie quasi für sich selbst stehen und eben nicht durch eine komplexe teleo-affektive Struktur und mit ihnen verknüpfte Regeln gekennzeichnet sind. Sie werden als spezifische Praktiken erkannt, ein praktisches Verstehen ist also durchaus konstitutiv für sie, doch erst das Fehlen der Regeln und der teleo-affektiven Struktur ermöglicht es, dass sie in unterschiedliche Kontexte eingebracht werden können. Sie können sowohl Bestandteil verschiedener Praktiken sein, als auch mit unterschiedlichen sozialen Ordnungen verknüpft werden.

2.2.3 Die Rolle der Materialität bei Schatzki

Es fällt auf, dass Schatzki an dieser Stelle Körper und Artefakte nicht als konstitutiv mit den „*doings and sayings*“ definiert. Nun sei aber an die anfänglich getroffene analytische Unterscheidung von sozialen Ordnungen und sozialen Praktiken erinnert. Körper und Artefakte tauchen als Elemente der sozialen Ordnung sehr wohl auf, werden zugleich aber nicht als Bestandteil der Praktiken begriffen, sondern als deren Kontext – wie auch die Praktiken Kontext für die Entitäten der sozialen Ordnung darstellen. Damit kennzeichnet auch Schatzki den Gesichtspunkt der Materialität, gebunden an Dinge und Körper, durchaus als wesentliches Merkmal seiner Praxistheorie:

“I label them »bodily« to emphasize that they are things people do with their bodies, including whatever prosthetic parts and extensions (e.g. canes) bodies possess” (ebd.: 72).

Dem menschlichen Akteur räumt Schatzki dabei eine Vorrangstellung ein, inwiefern Dinge Praktiken ermöglichen und beschränken, wird von ihm aber nicht weiter erläutert (ebd.: 71):

“How artifacts (or the parts thereof) enable and constrain one another’s action depends not just on their physical properties, but also on the organization that human activity imposes on them. Artifacts are typically components of arrangements that are extensively set up human activity. As a result, they enable and constrain one another as organized in particular ways, and these relations of enablement and constraint are beholden to the practices of which the organizing activities concerned are moments” (ebd.: 98f.).

Wie Praktiken sind auch die Artefakte stets in spezifische Kontexte eingebettet und erhalten erst dort ihren je spezifischen Sinn. Ob und wie Artefakte auf die Praktiken wirken, scheint also bei Schatzki eine Frage der Empirie zu sein (vgl. ebd.: 100f.)⁹.

Artefakte als arrangierte Entitäten sind Medien des Handelns und zugleich Requisiten bzw. Bühnenausstattung der Situationen (vgl. Goffman 2008), sie handeln aber nicht. Dinge haben keinen dem menschlichen Akteur nahe kommenden Status, ihre Rolle bleibt passiv.

2.2.4 Die zwei Seiten der Logik der Praxis bei Schatzki

Wie Reckwitz betont auch Schatzki den Aspekt der Zeitlichkeit. Sowohl soziale Ordnungen als auch soziale Praktiken sind nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich verortet (vgl. Schatzki 2002: 64). Kontextualität und Situativität sind entscheidende Momente in Schatzkis Praxistheorie. Praktiken sind *„open, temporally unfolding nexuses of actions“* (ebd.: 72). Auch bei Schatzki sind Praktiken sozialem Wandel unterworfen und werden nicht einfach reproduziert. Durch die Zukunftsoffenheit und die Gebundenheit an den praktischen Vollzug haben sie stets auch eine kreative Komponente.

Reckwitz definiert eine soziale Praktik als typisiertes, routinisiertes und sozial verstehbares Bündel von Aktivitäten. Was genau er hierbei unter routinisiert versteht, bleibt hingegen, wie bereits angesprochen, offen. Schatzki verweist mit dem praktischen Verstehen hingegen etwa auch aktiv auf den Habitusbegriff von Bourdieu, der aber erst im nächsten Abschnitt tiefer gehend thematisiert werden soll. Deutlich wird aber bereits jetzt, dass Schatzki zwar das *„sozial Verstehbare“* betont, hingegen nicht gleichermaßen den Routinebegriff. Schatzki hebt hervor, dass die Ausführung der Praktiken keinesfalls regelmäßig erfolgen muss:

“A practice, however, also embraces irregular, unique, and constantly changing doings/sayings, tasks, and projects“ (ebd.: 74).

Akteure entwickeln Routinen – Praktiken selbst sind jedoch nicht mit Routinen gleichzusetzen. Durch die Situativität und Kontextualität sieht Schatzki zudem auch zahlreiche Spielräume für den Wandel von Praktiken vor. Sowohl das Konzept der teleo-affektiven Struktur als auch die Art und Weise wie Individuen einbezogen werden, weist zudem auf die beständige Möglichkeit des sozialen Wandels hin. Für Schatzki sind Praktiken demnach also typisierte, **repetitive** und sozial verstehbare Aktivitätsbündel, wie ich es schon bei Reckwitz vorgeschlagen habe.

⁹ Schatzki verweist auch darauf, dass Ermöglichung und Beschränkung von Aktivitäten durch Artefakte auch eine Frage der *„mental conditions“* der Akteure ist (ebd.: 99, 101ff.) – ohne jedoch auch dies weiter auszuführen.

2.2.5 Zusammenfassung Schatzki

Da Reckwitz sehr stark auf Schatzki aufbaut und zahlreich auf ihn verweist, ist es nicht sehr verwunderlich, dass bei Schatzki die konstitutiven Merkmale einer Praxistheorie, wie sie Reckwitz erarbeitet, zahlreich zu finden sind. Zugleich jedoch sind auch klare Unterschiede festzustellen.

Auffällig ist zunächst, dass Schatzki zwischen der sozialen Ordnung und den Praktiken differenziert – Reckwitz tut dies so nicht. Die Körper und Artefakte sind daher bei Schatzki auch Teil der sozialen Ordnung, bei Reckwitz hingegen Bestandteil der Praktiken. Überhaupt fordert Reckwitz eine sehr viel stärkere Einbindung der Materialität in die Theorie. Schatzki benennt diese zwar auch als elementar, geht dabei aber kaum in die Tiefe. Schatzki würde so etwa bei der Praktik des Busfahrens¹⁰ den Bus, die Sitzplätze, die Haltestelle, den Ticketautomaten oder die Straße nicht als Bestandteil der Praktik betrachten, sondern als arrangierte Entitäten, als Teile der sozialen Ordnung, die den Kontext für die soziale Praktik des Busfahrens darstellt.

Die Aspekte des praktischen Verstehens wie auch des praktischen Vollzugs der Praktiken spielen bei beiden Autoren eine zentrale Rolle. Praktiken werden situativ eingebettet in einen für sie jeweils spezifischen Kontext, permanent produziert und reproduziert. Das Moment der Kreativität ist in das menschliche Subjekt verankert. So ist es der Busfahrer, der dazu fähig ist, die Praktik des Busfahrens auf kreative Weise zu verändern.

Auf der Begriffsebene wird aber gerade im Vergleich der beiden Autoren deutlich, dass zahlreiche Aspekte einer Praxistheorie noch sehr unausgearbeitet sind. So wird etwa hervorgehoben, dass Praktiken im Vollzug für andere sozial verstehbar sein müssen, dass es sich dementsprechend um *skillful performances* handelt. Fahrgäste und andere Verkehrsteilnehmer etwa erkennen, dass es sich bei der vom Busfahrer ausgeführten Tätigkeit um die des Busfahrens handelt. Wesentlich für dieses Erkennen ist die soziale Ordnung, innerhalb derer das Busfahren ausgeübt wird – so fährt der Busfahrer einen Bus und nicht einen normalen Pkw, ebenso hält der Busfahrer an den vorgesehenen Haltestellen an, trägt eine Uniform, verkauft Fahrscheine usw. An diesem speziellen Arrangement von Entitäten erkennen andere Akteure, die Tätigkeit des Fahrers speziell als die des Busfahrens. Die Frage jedoch, wie Subjekte bzw. Individuen theoretisch genau eingebunden werden sollen und wie diese die Praktiken tatsächlich produzieren und reproduzieren, also ihr vor allem implizites Wissen aktivieren, bleibt weitgehend undiskutiert. Schatzki macht dennoch deutlich, dass eine Praxistheorie ohne starken Akteur nicht konstruierbar ist. Im Unterschied zu Reckwitz wird durch Schatzki zudem auch die Reflexionsfähigkeit des Akteurs und die Rolle expliziter Regeln sehr viel deutlicher zum Bestandteil der Theorie gemacht. Das Verhältnis von implizitem und explizitem Wissen jedoch wird weniger deutlich. Dass sich der Busfahrer etwa den Straßenverkehrsregeln bewusst ist, dass er die Regeln des Verkehrsunternehmens kennt, Passagiere nur an dafür vorgesehenen Haltestellen ein- und aussteigen lässt oder das Rauchen im Bus untersagt, ist Ausdruck des dem Busfahrer zuhande-

¹⁰ In dieser Arbeit wird auch im weiteren Verlauf auf die Praktik des Busfahrens eingegangen werden, allerdings mit dem Fokus auf den Fahrer. Davon zu unterscheiden wäre sicherlich die Praktik des »mit dem Bus Fahren« der Passagiere.

nen Wissens, welches Wissen jedoch explizit und welches implizit zuhanden ist, welche Rolle die Körperlichkeit dabei spielt, ist jedoch unklar.

Allgemein bleibt festzuhalten, dass Schatzki wesentlich konkreter in seiner Beschreibung einer Praxistheorie wird, als es Reckwitz getan hat, zugleich aber bleibt er sehr vage darin, wie genau man sich die Einbindung von Körpern und Artefakten vorzustellen hat. Mehr als eine Zuordnung der Artefakte zu den sozialen Ordnungen ist bei Schatzki nicht zu finden.

Auch die Unterscheidung von Routine und Gewohnheit unterbleibt trotz Verweis auf Bourdieus Habitusbegriff, zugleich wird jedoch ersichtlich, dass es nicht primär um Routinen von Akteuren geht, sondern um in der Gesellschaft allgemein auffindbare Muster der Verhaltens, also um Repetitivität. Von Interesse ist für Schatzki, was über die einzelne konkrete Situation hinausgeht und auch in anderen Situationen wieder auftaucht.

2.3 Pierre Bourdieu

Bourdieu versucht mit seiner Theorie einen Gegenentwurf gegenüber dem Strukturalismus aber auch gegenüber individualistischen Theorieperspektiven wie der Phänomenologie zu entwerfen. Einerseits betont er die Praxis des Sprechens und Handelns, auf der anderen Seite nimmt er im Vergleich zur Phänomenologie jedoch auch eine sehr starke Strukturperspektive ein (vgl. Saalman 2003: 49). Pierre Bourdieu hat ausdrücklich eine Theorie sozialer Praxis (vgl. Bourdieu 1976) formuliert und so verwundert es auch kaum, dass die Vertreter des *practice turn* ihn für diesen vereinnahmen. Diese jedoch scheinen oftmals völlig zu übersehen, dass Bourdieu Praxis grundlegend anders versteht, als es dies etwa Reckwitz oder Schatzki tun. Die in seiner Theorie zum Ausgangspunkt gemachte Unterscheidung sieht Praxis nämlich im Kontrast zu Theorie (vgl. Bourdieu 2004: 64ff.; Bongaerts 2007: 255).

Bei Bourdieu stehen sich die theoretische Praxis der Wissenschaft und die alltägliche Praxis der Akteure gegenüber, womit Bourdieu vor allem auf mögliche „*Theoretisierungseffekte*“ (Bourdieu 1993 [1987]: 157) aufmerksam macht. Er spricht an dieser Stelle auch von einem „*scholastischen Trugschluss*“ (vgl. Bourdieu 2004: 19): Der scholastische Blick beruht auf einer spezifischen Praxis des akademischen Raumes und ruft eine besondere, eben theoretische Sicht auf die Welt hervor. Die theoretische Praxis der Soziologen etwa versuche permanent, die „eigene Sicht in die Köpfe der Akteure [zu] implantiere[n]“ (Hörning 2004: 25). Praxis meint also noch keinen Modus sozialen Verhaltens o. ä. (vgl. Bongaerts 2007: 254), sondern vielmehr die methodische Forderung, theoretische Modelle nicht einfach auf die Empirie zu übertragen – ähnlich wie es auch Strauss und Glaser in der »Grounded Theory« fordern (vgl. Glaser & Strauss 2008).

„Keineswegs also geht es an dieser Stelle einer Theoriebenennung und konstruktiven Grundentscheidung auch schon um eine Vorentscheidung über die inhaltliche Bestimmung des Gegenstandsbereichs, sondern lediglich um eine in Theorie geronnene methodologische Entscheidung!“ (Bongaerts 2007: 255).

Bourdieu betont, dass »seine« Handelnden nie genau wissen, was und warum sie das tun, was sie tun, da Genese und Wirkkraft des Habitus sich ihren Blicken weitestgehend ent-

zieht. Für den Forscher heißt dies, das „*Schweigen der Doxa, eher bekannt als common sense*“ (Hörning 2004: 26) aufzubrechen.

2.3.1 Der Habitus – eine Auseinandersetzung mit dem Routinebegriff

Pierre Bourdieu hebt in seiner Theorie neben dem Begriff der Praxis auch den des Unbewussten hervor. Nach Bourdieu sind wir „*in die Welt verwickelt, und deswegen ist, was wir denken und sagen, nie frei vom Impliziten*“ (Bourdieu 2004: 18). Da Reckwitz das Implizite als konstitutiv für die Praxis und die Praxistheorie erachtet, erfolgt an dieser Stelle nun eine Auseinandersetzung nicht nur mit dem Habituskonzept, sondern daran anschließend auch mit dem Begriff der Routine.

Der Habitus gilt als zentrale Vermittlungsinstanz zwischen Struktur und Praxis und stellt ein System von „*Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata*“ (vgl.: Bourdieu 1993 [1987]: 101) dar:

„Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata; er gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und die Übereinstimmung und Konstanz der Praktiken im Zeitverlauf viel sicherer als alle formalen Regeln und expliziten Normen zu gewährleisten suchen“ (ebd.).

So bestimmt der Habitus einer Person sowie ihre Ausstattung mit den verschiedenen Kapitalsorten ihre mögliche Position im Feld (vgl. Stock et al. 2009; Saalman 2003).

Bourdieu verwendet neben dem Praxisbegriff auch den Begriff der Praktik, wenngleich er ihn nicht definiert und auch nicht als neuen Grundbegriff anstelle anderer begrifflicher Optionen einführt.

Auch wenn Bourdieu soziale Felder als permanent in Bewegung begreift und hierbei das fortwährende Tun der Akteure in den Blick nimmt, so hat er das tatsächliche Tun letztlich nicht untersucht. Wie genau die Akteure in konkreten Situationen handeln, wie sie Situationen definieren, ihr implizites Wissen abrufen, was sie wirklich machen, hat Bourdieu nicht interessiert. Was Bourdieu aber interessierte, ist die Frage, warum Akteure verschiedener Schichten so unterschiedliche Praktiken vollziehen, warum die einen lieber Schlagermusik hören und die anderen klassische Musik bevorzugen (vgl. Bourdieu 2008 [1987]). Habitus prädisponiert Akteure und ist ihnen körperlich eingeschrieben – gemeint sind dabei sowohl inkorporierte kognitive Strukturen wie auch die sogenannten objektiven Strukturen. Er äußert sich in Form des »praktischen Sinns«, durch den »Sinn für das Spiel« oder aber auch in der »doxa« oder der »illutio« (vgl. Stock et al. 2009: 44ff.). Als sozialisierter Körper, in den gewisse Strukturen der Gesellschaft eingeschrieben sind, strukturiert er das Handeln. Es handelt sich um dauerhafte Verhaltensdispositionen, die dem Handeln des Einzelnen nicht bewusst sondern unbewusst zugrunde liegen, zugleich aber auch im Tun selbst angeeignet worden sind. Die Akteure verleiben sich den Habitus früh ein und können ihm auch durch spätere Sozialisationsprozesse nicht »entkommen« (vgl. auch Hörning 2004: 22).

Der reproduzierende Aspekt der Praxis wird auf diese Weise von Bourdieu sehr stark hervorgehoben, zugleich aber gibt es auch eine kreative Seite des Habituskonzepts, wenn-

gleich deutlich weniger stark gewichtet. Der Habitus lässt den Akteuren nämlich auch Spielraum, denn er legt keineswegs vollkommen fest, wie die Akteure konkret zu handeln haben – sie müssen noch entscheiden und Strategien verfolgen. Gegenüber dem eigenen Habitus ist man aber quasi blind: „*worin die Wahrheit der Praxis besteht: in ihrer Blindheit gegenüber ihrer eigenen Wahrheit*“ (Bourdieu 1993 [1987]: 166). Die zwei Seiten der Logik der Praxis sind bei Bourdieu letztendlich also stark zugunsten der Reproduktion gewichtet. Nachfolgend soll sich nun dem Begriff der Routine zugewendet werden.

Routine und Gewohnheit

Es wurde bereits auf die Notwendigkeit der Unterscheidung von Repetitivität und Routine hingewiesen, doch auch der Routinebegriff kann weiter differenziert bzw. von einem anderen, häufig synonym verwendeten Begriff abgegrenzt werden: von dem Begriff der Gewohnheit.

Für viele Vertreter des *practice turn* scheint Routine der primäre Tätigkeitsmodus zu sein (vgl. Bongaerts 2007: 249, 251ff.). Auch Reckwitz betont den Aspekt der Routine sehr stark, wenn er Praktiken als know-how-abhängige und von einem praktischen Verstehen zusammengehaltene Verhaltensroutinen definiert:

„Handeln ist nicht als ein Konglomerat diskreter, intentionaler Einzelhandlungen zu denken, sondern als ein routinisierte Strom der Reproduktion typisierter Praktiken. Allerdings sind ‚soziale Praktiken‘ voraussetzungsvollere Gebilde, als es der Begriff des ‚Traditionalen‘ suggerierte“ (Reckwitz 2008: 294).

Dieses Voraussetzungs-vollere findet sich sodann in der impliziten Logik der Praxis, die das kreative Moment von Praxis gerade hervorhebt. Damit weist Reckwitz zwar ausdrücklich daraufhin, dass es um mehr als das bloße Wiederholen geht, zugleich jedoch unterbleibt eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit dem Routinebegriff.

Bongaerts schlägt eine Unterscheidung zwischen Gewohnheit und Routine wie folgt vor: Der Routinebegriff bezieht sich nach Bongaerts' Verständnis ursprünglich auf bewusst trainiertes Handeln, Gewohnheit hingegen meint die Aneignung von Verhaltensweisen, die nicht bewusst erzeugt worden sind (vgl. Bongaerts 2007: 256).

Pierre Bourdieu wird eine Betonung des Routinekonzeptes immer wieder unterstellt, ohne jedoch zu erkennen, dass sein Konzept des Habitus gerade nicht Routine, sondern vielmehr Gewohnheit meint. Der Habitus stellt ein Dispositionensystem dar, welches gerade nicht wie ein „*Regelautomat*“ (ebd.: 255) funktioniert, sondern viele Praktiken hervorbringen kann. Bourdieu erklärt zahlreiche kollektive Phänomene, wie etwa, dass bestimmte Milieus sehr ähnliche Musik oder Nahrungsmittel konsumieren, über den Habitus (Bourdieu 2008 [1987]). Bourdieus Analyse versucht zu zeigen, dass sich der Prozess des Erfahrungsaufbaus – im Gegensatz zu Schütz – der bewussten Aufmerksamkeit im Wesentlichen entzieht „*und dies gilt auch für die Wirksamkeit der daraus resultierenden Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster*“ (Schulz-Schaeffer 2010: 333). Auch Berger und Luckmann (Berger & Luckmann 2004) meinen unter Habitualisierungen primär ehemals bewusst eingeübtes Handeln. Bourdieu aber meint gerade nicht primär bewusst angeeignetes Handeln. Unter der habituellen Praxis versteht er nicht ein Routinehandeln im Sinne Berger/ Luckmanns, im Zentrum des Habituskonzeptes steht stattdessen eine leiblich/ körperliche Einübung sozial relevanter Verhaltensweisen. Diese Einübung erfolgt in erster Linie

unbewusst und der so konstituierte Habitus wirkt ebenso unbewusst auf das Handeln der Akteure. Die habituellen Dispositionen der Akteure sind für diese sogar konstitutiv nicht bewusstseinsfähig (Bongaerts 2007: 249). Hubert Knoblauch vertritt an dieser Stelle die These, dass Bourdieus Habitus und Berger/ Luckmanns Habitualisierung einander ergänzende, also komplementäre, Konzepte darstellen (vgl. Knoblauch 2003). Schulz-Schaeffer (Schulz-Schaeffer 2010) wird sich ebenfalls dem Problem der Aneignung und Aktivierung des impliziten Wissens annehmen und für ein graduelles Konzept zwischen Gewohnheit und Routine plädieren.

Abschließend ist nun festzuhalten, dass der zentrale Verhaltensmodus in Bourdieus Sozialtheorie nicht Routine sondern Gewohnheit ist (vgl. auch Bongaerts 2007: 256) oder wenn man von einem graduellen Konzept ausgeht, das zwischen Routine und Gewohnheit ein Kontinuum aufspannt, dass der zentrale Verhaltensmodus des habituellen Handelns sehr viel stärker auf Gewohnheitshandeln abzielt als auf Routinehandeln¹¹.

2.3.2 Materialität bei Bourdieu

Wie bereits bei der Darstellung des Habituskonzeptes deutlich geworden sein sollte, stellt die Körperlichkeit einen zentralen Aspekt bei Bourdieu dar. Artefakte jedoch berücksichtigt Bourdieu innerhalb seiner Sozialtheorie nicht als konstitutiv für das Handeln.

Wenn von Artefakten die Rede ist, dann wenn sie Gegenstand der Spiele sind oder sie als Kapital in diese eingehen. Kultur etwa kann nicht nur inkorporiert, sondern auch objektiviert und institutionalisiert werden. Die materielle Seite jedoch lässt Bourdieu außer Acht. Dies sieht man auch, wenn man sein Modell des sozialen Raumes betrachtet, das gerade nicht als materieller Raum konzipiert wird. Die Physis des Raumes wird ausschließlich als angeeigneter Raum, als soziale Konstruktion betrachtet (vgl. Saalman 2003: 54). Dinge vermitteln zudem nicht, sie sind nicht Medium des Handelns sondern die ihnen zugeschriebenen Bedeutungen als Kapital sind so etwas wie die Währung des Handelns. Technik gilt als Distinktionsmittel (vgl. Schulz-Schaeffer 2002):

„Bourdieu selbst thematisiert Technik ausschließlich als objektive Form der Markierung sozialer Unterschiede“ (ebd.: 47)¹².

2.3.3 Bourdieu im Kontrast zu Reckwitz und Schatzki

Das Habituskonzept ist jedoch nicht allein charakteristisch für Bourdieus Theorie. Nicht nur ist der Habitus bereits stark strukturtheoretisch, auch der andere theoretische Schwerpunkt Bourdieus – die Theorie sozialer Felder – betont für eine praxistheoretische Perspektive, wie sie Reckwitz fordert, zu sehr die Strukturseite. Die starke Strukturseite Bourdieus und den von der konkreten Handlungs- bzw. Interaktionssituation deutlich distanzieren Blick lassen ihn nicht als typischen Vertreter einer Praxistheorie erscheinen, wie sie sich Schatzki oder Reckwitz vorstellen. Bourdieus Begriff der Praktik stellt ganz anders als der

¹¹ Habituelles Handeln ist der primäre Modus sozialer Praxis, damit aber bestreitet Bourdieu nicht, dass auch bewusstes Handeln einen relevanten Modus darstellt. Vielmehr wird bewusstes Handeln durch den Habitus ermöglicht und zugleich begrenzt.

¹² Schulz-Schaeffer thematisiert vor dem Hintergrund Bourdieus Gesellschaftstheorie die Bedeutung von Technik als Ressource und Routine aus techniksoziologischer Sicht.

von Schatzki und Reckwitz nicht nur nicht eine neue sozialtheoretische Option dar, sondern wird auch nicht weiter ausdifferenziert. Eine Praktik besteht nicht aus verschiedenen Elementen, es sind immer noch handelnde Akteure bzw. ein Netz solcher (soziales Feld). Wenn Bourdieu von Praktiken des Essens oder Musikhörens spricht, dann meint er nicht das WIE, sondern das WAS. Und auch wenn Bourdieu von Praxis spricht, meint er lediglich das Gegenstück zur theoretisierenden Sicht der Wissenschaftler auf die Welt. Bourdieu würde in Bezug auf das Busfahrer-Beispiel wohl fragen, welche Typen von Leuten überhaupt Busfahrer werden oder welche Leute typischer Weise Nutzer der Öffentlichen Verkehrsmittel sind. Möglich wäre auch, dass Bourdieu nach dem Zusammenhang von Habitus und spezifischem Fahrstil fragt (aggressiver vs. gelassener Fahrstil). Auch der (Bus-) Führerschein als Kapital könnte Bestandteil einer Bourdieuschen Analyse werden.

Bourdieu betont, dass sowohl der Habitus *in praxi* angeeignet werden muss wie auch die Produktion und Reproduktion der Felder allein durch das Handeln der Akteure erfolgt. Wenngleich dieses »in praxi« nicht weiter ausgearbeitet worden ist, ist Bourdieu hier durchaus anschlussfähig an eine Praxistheorie à la Reckwitz oder Schatzki. Ohne derartige Ergänzungen kann die Tätigkeit des Busfahrens an sich aber noch nicht in den Blick genommen werden.

Auch Artefakte kommen bei Bourdieu auf sozialtheoretischer Ebene nicht vor. Lediglich als Produkte des Handelns und als Kapitalien können sie herangezogen werden. Ebenso lehnt Bourdieu den Subjektbegriff als theoretischen Grundbegriff ab, wenngleich er in einigen Arbeiten durchaus auch von Subjekten und Subjektivierung spricht (vgl. Saalman 2003; Knoblauch 2003). Den Akteuren kann völlig unklar bleiben, warum sie dies oder jenes wollen oder tun. Handeln lässt sich nach Bourdieu auch ohne Subjekt erklären. Es bleibt offen, inwieweit sich diese Vorstellungen mit denen Reckwitz' vereinbaren lassen, der ein nicht konkret definiertes Subjekt zum Ausgangspunkt seiner theoretischen Überlegungen macht. Auch bei Schatzki finden wir einen deutlich stärkeren Akteur vor.

Zugleich gibt es aber auch Parallelen zu Reckwitz und Schatzki, sodass es nicht völlig unverständlich erscheint, dass diese immer wieder auf Bourdieu Bezug nimmt. Implizites Wissen in Form des Habitus verbunden mit dem hohen Stellenwert der Körperlichkeit sind zentrale Theorieelemente bei Bourdieu. Ähnlichkeiten zum Begriff des praktischen Verstehens weist Bourdieus Begrifflichkeit des praktischen Sinns auf. Dieser meint das Gespür von Akteuren, was in einer konkreten Situation als angemessenes Handeln gilt, also ein Gespür für die Situation. Ähnliches findet man auch bei Schatzki, der von einem praktischen Verstehen und einer „*practical intelligibility*“ spricht.

Abschließend ist noch einmal hervorzuheben, dass Bourdieu zwar explizit eine Theorie sozialer Praxis formulierte, sich selbst jedoch kaum als Vertreter des *practice turn* begreifen würde. Eine Auseinandersetzung mit Bourdieu insbesondere mit seinem Habituskonzept führt dazu, sich zugleich mit dem konzeptionellen Grundgerüst einer möglichen allgemeinen Praxistheorie genauer zu beschäftigen. Nicht nur bedarf es einer Konkretisierung des Routinebegriffs oder noch allgemeiner des Wissensbegriffes sowie der Wissensaneignung und -anwendung. Auch die Verortung von Praktiken als den Ort des Sozialen, also als Grundbegriff von Sozialtheorie hat weitreichende Konsequenzen insbesondere für eine

Konzeption von Struktur und Handeln. Letzteres wird etwa von Anthony Giddens in den Fokus gerückt, der wie Bourdieu als Praxistheoretiker vereinnahmt wird.

2.4 Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten: Die Akteur-Netzwerk-Theorie

An dieser Stelle nun soll eine letzte Praxistheorie vorgestellt und diskutiert werden. Auf den ersten Blick mag es ungewöhnlich erscheinen, die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) als Praxistheorie zu betrachten, doch möchte ich in dieser Hinsicht Andreas Reckwitz' Lesart (vgl. Reckwitz 2008: 100, 116ff.) zunächst folgen und die ANT als Praxistheorie deuten.

Die sogenannte Akteur-Netzwerk-Theorie wird seit den 1980er von Bruno Latour, Michel Callon und John Law vorgelegt und seitdem kontinuierlich bearbeitet. Sie versteht sich vor allem auch als Kritik an der anthropozentrisch ausgerichteten Soziologie, die der Technik keinen adäquaten Platz zukommen lässt. Drei zentrale Prinzipien sind hierbei für die Vertreter dieses Ansatzes forschungsleitend (vgl. Callon 2006c: 135f.): Zunächst ist die ANT der Unparteilichkeit gegenüber den Akteuren verpflichtet – sie darf keinen Standpunkt bevorzugen und auch keine Identität fixieren, solange sie nicht von den Akteuren selbst ausgehandelt worden ist. Um dies einhalten zu können ist zweitens ein symmetrischer Begriffsapparat notwendig, der es ermöglicht auch widersprüchliche Gesichtspunkte mit denselben Termini zu beschreiben. Zuletzt hebt die ANT die dualistischen Unterscheidungen zwischen Objekt und Subjekt sowie zwischen Sozialem und Natur auf und erhebt die freie Assoziation zum Grundprinzip der ANT.

„Was sozial zu sein scheint, ist zumindest teilweise technisch. Was wir für gewöhnlich technisch nennen, erweist sich als teilweise sozial. Praktisch ist nichts weder rein technisch noch rein sozial“ (Law 2006: 354).

In der Praxis gibt es nicht die klaren Grenzziehungen, wie es in den theoretischen Konstrukten den Anschein haben mag. So ergibt es für Latour, Callon, Law oder Akrich beispielsweise auch keinen Sinn, zwischen einer sozialen Ordnung auf der einen und einer technischen Ordnung auf der anderen Seite zu differenzieren:

„Ich habe versucht, die Botschaft zu betonen, dass die soziale Ordnung weder sozial noch eine Ordnung ist; das Problem der sozialen Ordnung kann deshalb auch nicht allein mit sozialen Mitteln gelöst werden“ (ebd.: 359).

Vielmehr gibt es nur sozio-technische Ordnungen oder wie es in der ANT meist heißt: es gibt nur das Netzwerk. Praxis ist das heterogene Netzwerk und es gibt nichts jenseits des Netzwerkes.

Im Folgenden soll zunächst in grundlegenden Zügen die spezielle Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie dargelegt werden. Im Zentrum stehen dabei die beiden schon dem Namen nach zentralen Konzepte: Das Akteurs- und das Netzwerk-Konzept.

2.4.1 Das Akteursverständnis der Akteur-Netzwerk-Theorie

Die geforderte Heterogenität setzt sich auch im Akteursverständnis der ANT fort. Vielmehr ist alles und jeder Akteur, sobald von der entsprechenden Entität eine verändernde Wirksamkeit ausgeht. Die Akteur-Netzwerktheoretiker gehen hierbei von einem sehr schwachen

Handlungsbegriff aus¹³, der eine differenzierte Betrachtung von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren bzw. Aktanten aber unmöglich macht.

Die ANT bestreitet keineswegs, dass man nicht zwischen Menschen und Nicht-Menschen unterscheiden kann (Latour 2006e: 504). Die Vertreter der ANT interessieren sich einfach nur nicht in erster Linie für die Intentionalität von Akteuren, vor allem nicht in dem Maße, wie es die klassische Soziologie tut. Als Akteur kommt jede Entität in Frage, die eine Rolle inne hat und in irgendeiner Weise auf andere Akteure einwirkt:

„[Ein Akteur ist] [j]edes Element, das Raum um sich herum beugt, andere Elemente von sich abhängig macht und deren Willen in seine eigene Sprache übersetzt. Ein Akteur bewirkt Veränderungen in der Menge von Elementen und Konzepten, die für gewöhnlich zur Beschreibung der sozialen und der natürlichen Welt verwendet wird; indem er festlegt, was zur Vergangenheit gehört und woraus die Zukunft besteht, was vorher war und danach kommt, indem er Bilanzen aufstellt und Chronologien aufzeichnet, erzwingt er seinen eigenen Raum und seine eigene Zeit“ (Callon & Latour 2006: 85).

Hierbei sind alle Akteure isomorph, d.h., dass alle Akteure zunächst einmal dieselbe Größe haben und man im Vorfeld nicht festlegen kann, wie groß Akteure sind. Die ANT hat keineswegs nur Einzelakteure im Auge, sondern ebenso kollektive bzw. korporative Akteure. Prinzipiell sind die Akteure hinsichtlich Niveau, Größe oder Fähigkeit stets das Ergebnis von Aushandlungen (ebd.: 76). Auch ein Einzelakteur kann ein sogenannter Makro-Akteur sein und ebenso kann eine Organisation oder eine Gruppe eher ein Mikro-Akteur sein¹⁴.

Callon und Latour setzen an die Stelle des Hobbes'schen Gesellschaftsvertrages einen allgemeinen Übersetzungsprozess. Um eine Gesellschaft stabilisieren zu können, muss jeder Bindungen ins Spiel bringen, die die sie formenden Interaktionen überdauern (ebd.: 82). Der Unterschied zwischen Mikro- und Makroakteuren und damit der Grund für die Stabilität von Gesellschaft liegt im Einbinden von Materialien, von Körpern, also der Integration von Objekten. Die Bindungen werden stabil und dauerhaft, gerade weil sie materiell inskribiert worden sind und in Blackboxes abgelegt werden können:

„Die Ethnomethodologen vergessen, den Sachverhalt in ihre Analyse zu integrieren, dass kontextuelle Mehrdeutigkeit in menschlichen Gesellschaften teilweise reduziert wird durch ganze Arsenalen von Werkzeugen, Bestimmungen, Wänden und anderen, nur ansatzweise analysierten Objekten“ (ebd.: 83).

In Objekten ist das Vergangene und Entfernte anwesend. Es ist die Anwesenheit vom Nicht-Menschlichen, das die Gesellschaft von zahlreichen Interaktionen befreit (Latour 2006e: 512). Die Gesellschaft ist nicht stabil genug, um aus sich selbst heraus in irgendetwas zu inskribieren, dass nicht auch materiell ist (ebd.: 513). Nach Latour ist es unmöglich, *„die meisten der Eigenschaften dessen, was wir mit sozialer Ordnung meinen – Maßstab, Asymmetrie, Dauerhaftigkeit, Macht, Hierarchie, die Verteilung von Rollen –, überhaupt zu definieren, ohne sozialisierte Nicht-Menschen zu rekrutieren. Die Gesellschaft ist konstruiert, jedoch nicht sozial konstruiert“* (ebd.). Demnach sind es die Nicht-Menschen, die Gesellschaft stabilisieren, denn sie sind formbar und dauerhaft zugleich (ebd.: 522).

¹³ vor allem vor dem Hintergrund der Handlungsdefinition Max Webers

¹⁴ Ob ein Akteur ein Mikro- oder Makroakteur ist, hängt von den Aushandlungen innerhalb des Netzwerkes ab, in dem der Akteur sich befindet und innerhalb dessen er gegebenenfalls für andere sprechen darf. Latour et al. bestreiten nicht die Existenz von Mikro- oder Makroakteuren, jedoch handelt es sich um eine graduelle Unterscheidung (Callon & Latour 2006: 77). Ein Akteur wächst mit der Zahl von Beziehungen, die er mit anderen Entitäten eingeht und die er entsprechend seiner Problematisierung für sich mobilisieren kann.

Die Vertreter der ANT differenzieren unglücklicherweise nicht konsequent zwischen Akteuren, Aktanten und Agenten. Als sinnvolle Unterscheidung erachte ich jedoch, wenn man den Begriff der Agentur bzw. des Agenten als allgemeine Bezeichnung für jede Entität vorbehält, die in der Lage ist Ressourcen innerhalb eines Netzwerkes zu mobilisieren. Agenten können also sowohl menschlich als auch nicht-menschlich sein. Der Akteursbegriff ist dann wiederum den Menschen und der Aktanten-Begriff den Nicht-Mensch vorbehalten.

2.4.2 Der Netzwerkbegriff der Akteur-Netzwerk-Theorie

Ein Netzwerk besteht in der ANT sowohl aus menschlichen als auch aus nicht-menschlichen Agenten. Die Form der Beziehung ist weder nur sozial noch rein technisch. Vielmehr lassen die ANT-Vertreter a priori offen, wie die Beziehungen gestaltet sind. Die ANT definiert also Netzwerke weder hinsichtlich der möglichen Knotenpunkte vor, noch legt sie sich bezüglich der Qualität der Beziehungen fest. Handeln außerhalb von Netzwerken ist prinzipiell unmöglich. Damit stellt sich zugleich aber immer die Frage, wer oder was zum Netzwerk gehört und wer oder was nicht. Wie sind einzelne Netzwerke im großen »Gesamtnetzwerk« Gesellschaft voneinander zu unterscheiden? Callon etwa spricht von Demarkationslinien, die ein Netzwerk von seiner Außenwelt trennt (Callon 2006b). Die Grenzen nach außen sind nicht feststehend, sondern verschieben sich ständig (vgl. auch Latour 2006c). Die Akteur-Netzwerk-Theorie muss sich an dieser Stelle die Kritik der Beliebigkeit durchaus gefallen lassen.

In der ANT wird eine semiotische Netzwerkperspektive eingenommen. Einzelne Agenten stellen innerhalb der Netzwerke hierbei Blackboxes für die anderen Agenten dar, die nur dann geöffnet werden, wenn die Beziehungen zwischen zwei oder mehr Agenten neu ausgehandelt werden müssen. Niemals jedoch kann alles zugleich ausgehandelt werden. Irgendetwas muss immer als gegeben vorausgesetzt werden, damit die Agenten überhaupt (ver)handlungsfähig sind.

Die Zahl der Agenten eines Netzwerkes variiert von Schritt zu Schritt (Latour 2006e). Die meisten Entitäten verharren als Blackboxes die meiste Zeit stillschweigend, so als würden sie nicht existieren. Fallen sie jedoch weg oder agieren nicht mehr so wie zuvor, dann verändern sich die Demarkationslinien, da Blackboxes geöffnet werden (ebd.). Zentral sind hierbei die Übersetzungsprozesse, die darüber entscheiden, welche Agenten sich am Ende durchsetzen und als Makroakteure erscheinen. Im sogenannten Interessent-Modell der ANT geht es darum, dass Akteure versuchen, andere Akteure davon zu überzeugen, dass sie eigentlich dasselbe Interesse verfolgen. Akteure versuchen obligatorische Passagepunkte (kurz: OPPs) zu implementieren. Um solche handelt es sich, wenn alle beteiligten Agenten nicht jenseits einer bestimmten Problematisierung agieren können – wenn also die Agenten bzw. ihre Sprecher glauben, nur dann zu ihrer Problemlösung gelangen zu können, wenn sie den OPP passieren.

Übersetzung bedeutet die Schaffung eines neuen Ziels, das keinem der zuvor verfolgten Handlungsprogramme der Agenten entspricht (vgl. ebd.: 482). Übersetzen meint damit die Schaffung eines neuen Bindeglieds, das so zuvor nicht existiert hatte und grundsätzlich die zwei involvierten Agenten zumindest bis zu einem gewissen Grad modifiziert (ebd.). Die

Übersetzungen werden hierbei, um ihnen Dauerhaftigkeit zu verleihen, in Materielles inskribiert (ebd.: 512f.). Übersetzungen umfassen alle Verhandlungen, Intrigen, Überredungs- und Gewaltakte, die es einem Agenten ermöglichen, für andere Agenten zu sprechen oder/ und zu handeln (Callon & Latour 2006: 76f.). Im Prozess des Interesement versuchen Akteure andere Agenten auf bestimmte Rollen zu fixieren (Callon 2006c). Zu Beginn dieses Prozesses erfolgt die Problematisierung eines Sachverhaltes durch mindestens einen Akteur. Die anschließende Rollensetzung ist stets nur vorübergehend, denn auch im parallel stattfindenden Prozess des Enrolment werden die Rollenzuweisungen zugleich ausgehandelt. Wenn der Interesement-Prozess erfolgreich verläuft, dann führt er zum Enrolment, also zu einem vorläufigen Annehmen der vorgesehenen Rollen. Entscheidend für die Übersetzungsprozesse ist es, Ressourcen und damit auch andere Akteure zu mobilisieren, um gewährleisten zu können, dass man als legitimer Sprecher anerkannt wird (ebd.).

Die Agenten definieren sich wechselseitig innerhalb von Netzwerken und definieren dadurch zugleich diese mit. Sie produzieren und reproduzieren einen gemeinsamen Raum, der durch relative Dauerhaftigkeit aufgrund der Materialität der Artefakte gekennzeichnet ist. Es ist die doppelte Bedeutung, die Akteurs-Netzwerke kennzeichnen: Der Akteur ist Netzwerk und zugleich besteht das Netzwerk aus Akteuren (bzw. allgemein Agenten).

Diese Doppeldeutigkeit des Namens »Akteur-Netzwerk« spiegelt sich auch in dem Begriff der Akteur-Welt wider (vgl. Callon 2006a). Eine Akteur-Welt ist zum einen ein zentraler Akteur, der in der Lage ist andere Agenten dazu zu bringen, seiner Problematisierung zu folgen, indem er ihnen erfolgreich ihre Rolle im Netzwerk zuweist. Die Akteur-Welt schafft sich ein Netzwerk nach ihren Vorstellungen – zugleich aber steht Akteur-Welt auch für das geschaffene Netzwerk selbst (ebd.: 180). Permanent versuchen Akteure selbst eine solche Akteur-Welt zu sein und damit eine eigene Akteur-Welt zu schaffen, doch nur wenigen gelingt dies (vgl. etwa Renault als Akteur-Welt bei ebd.)¹⁵.

2.4.3 Der Theoriebegriff der Akteur-Netzwerk-Theorie

Bevor der Frage nachgegangen werden soll, ob die ANT als eine Praxistheorie betrachtet werden kann, scheint die Frage zunächst durchaus berechtigt, zu hinterfragen, ob es sich bei der ANT überhaupt um eine Theorie handelt – dies auch deshalb, weil selbst Latour den Theorieanspruch der ANT teils zurückgewiesen hat und ihr den Charakter einer Methode anheftete.

An dieser Stelle muss zunächst gefragt werden, was eine Theorie eigentlich ist. Was macht einen Ansatz zu einer Theorie? Hierauf gibt es sehr unterschiedliche Antworten, doch einige allgemeine Merkmale scheint man dennoch festhalten zu können: Zunächst scheint es angebracht, zwischen Ethnotheorie und wissenschaftlicher Theorie zu unterscheiden. Ethnotheorien liegen immer dann vor, wenn Handelnde ihrem Handeln – also auch

¹⁵ Akteur-Welt und Akteur-Netzwerk werden meist synonym verwendet, und betonen laut Callon unterschiedliche Aspekte desselben Phänomens: Während der Begriff des Akteur-Netzwerkes eher die Struktur und deren Veränderlichkeit hervorheben soll, betont der Begriff der Akteur-Welt solche Akteure, die mächtig genug waren, Akteur-Welten zu konstruieren (vgl. Callon 2006a). Da jedoch in der Folge nicht systematisch diese beiden Begrifflichkeiten weiterentwickelt worden sind und der Begriff der Akteur-Welt überhaupt nicht mehr verwendet wird, ist die Unterscheidung zwischen ihnen eher fraglich.

dem Beobachten – eine Unterscheidung zugrunde legen. Handeln ist ohne zugrundeliegende Ethnotheorie nicht möglich. Ethnotheorien sind damit auch Vorurteile oder religiöse Annahmen (vgl. Joas & Knöbl 2004: 18f.). Eine Theorie ist erst dann wissenschaftlich, wenn sie hingegen auch an der Wirklichkeit überprüft werden kann (vgl. ebd.: 19) und wenn sie damit auch falsifiziert werden kann (Joas 2004: 19ff)¹⁶.

Joas und Knöbl haben die Gemeinsamkeiten sozialwissenschaftlicher Theorien entlang dreier Fragen aufgezeigt: 1. Was ist Handeln bzw. Interaktion? 2. Was ist soziale Ordnung? 3. Was bestimmt sozialen Wandel? Die Autoren gehen davon aus, dass jede soziologische Theorie auf diese drei Fragen, wenn auch stark unterschiedlich gewichtet, Bezug nimmt. Theorie muss auf diese Fragen Antworten geben können, die generalisierende, also verallgemeinernde Aussagen darstellen. Hier kann selbstverständlich nicht umfassend auf alle drei Fragen eingegangen werden, einige Hinweise seien jedoch erlaubt.

Grundsätzlich sieht Latour keine Unterscheidung zwischen Erklären und Beschreiben, denn wenn man das Netzwerk vollständig beschreibt, dann erklärt man auch die entsprechenden Prozesse (Latour 2006d: 396).

Latour aber drängt die Tatsache in den Hintergrund, dass jede empirische Beobachtung niemals frei von Theorie sein kann. Der Beobachter – hier der das Akteurs-Netzwerk untersuchende Forscher – kann nur beobachten, weil er unterscheiden kann. Dem Anspruch Latours nach, dürfte es keine Differenz zwischen den Ethnotheorien (der zu beobachtenden Akteure) und der Beobachtertheorie (des Forschers) geben. Schulz-Schaeffer stellt in Bezug hierauf aber richtig fest, dass Latour zwar nicht explizit zwischen Ethnotheorie und Beobachtertheorie unterscheidet, jedoch eine angemessene Reflexion dieser Unterscheidung angesichts zahlreicher Widersprüche innerhalb der ANT-Texte durchaus angemessen gewesen wäre (vgl. Schulz-Schaeffer 2008: 137).

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass sich die Akteur-Netzwerk-Theorie – trotz ihres Namens – vor allem (auch) als Methode versteht, die der Maxime anhängt: »Folge den Akteuren!«. Hierbei sind sich die ANT-Vertreter jedoch keineswegs einig darüber, wie »ernst« man diese Maxime zu nehmen habe¹⁷. Den Akteuren zu folgen und damit auch ihren Ethnotheorien kann aber gerade das hervorrufen, was die ANT vermeiden wollte, nämlich eine asymmetrische Beschreibung (ebd.: 139). Deshalb schlussfolgert Schulz-Schaeffer auch, dass ein symmetrischer Beobachter ein eigenes Beobachtungsinstrument benötigt (ebd.: 141f.). Zudem führt eine solche symmetrische Beobachtung zwangsweise zu asym-

¹⁶ Siehe auch das Falsifikationsprinzip von Popper in »Logik der Forschung« (Popper 2007). In der Praxis wirft dies freilich Probleme auf, da es in aller Regel gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften keine klaren Kriterien gibt, ab wann eine Theorie als falsifiziert zu gelten haben, weshalb Kuhn auch zu dem Schluss kommt, dass Poppers Falsifikationsprinzip keine wirkliche Hilfestellung im Forschungsprozess darstellt (vgl. Kuhn 2007 [1976]).

¹⁷ Law etwa weist darauf hin, dass bei dieser Methode die Gefahr bestehe, die kritische Distanz zum Untersuchungsgegenstand zu verlieren und zudem die Perspektive einzelner starker Akteure zu übernehmen (vgl. Law 2006). Es besteht die Gefahr, dass man immer nur das sieht, was zentrale Akteure sehen, wodurch nicht nur bestimmte Mechanismen übersehen werden, sondern gar ganze Akteure unbemerkt bleiben. Deshalb ist für Law das »Folge den Akteuren« nicht mehr als ein Slogan (ebd.). Damit hat zumindest Law implizit die Differenz zwischen Beobachtertheorie und Ethnotheorie bereits angedeutet, jedoch wie Latour nicht weiter reflektiert.

metrischen Ergebnissen, da eben nicht alle beteiligten Agenten gleichermaßen das Netzwerk beeinflussen (ebd.: 120).

Nun aber zurück zu den drei Ausgangsfragen von Joas & Knöbl zurück. Welche Rolle spielt die Frage »Was ist Handeln bzw. Interaktion«? An sozialtheoretischen Diskussionen wird sich in der ANT nur am Rande beteiligt, was aber nicht bedeutet, dass die ANT hierzu nichts beizutragen hätte. Dem Weber'schen Begriff des sozialen Handelns fühlt sich die ANT nicht verpflichtet. Um was es ihr geht, ist Interaktion im Sinne von »aufeinander einwirken«. Hierbei interagieren nicht nur Menschen, sondern auch Nicht-Menschen miteinander. Die ANT versucht aufzuzeigen, dass es gerade nicht nur soziales Handeln ist, das Gesellschaft hervorbringt:

„Wir müssen lernen, Handlungen viel mehr Agenten zuzuschreiben – auf sie zu verteilen [...]“
(Latour 2006e).

Auch der Frage »Was ist soziale Ordnung« wird sich in der ANT gewidmet. Schon in seinen Laborstudien, also vor der eigentlichen ANT, hat Latour die Aufhebung der strikten Trennung von Mikro und Makro gefordert (vgl. Latour 2006c). Hier war noch das wissenschaftliche Labor der Schlüssel zum Verständnis von den sogenannten Makrophänomenen. In der ANT wird diese Forderung vorangetrieben, indem alles mithilfe der Akteurs-Netzwerke erfasst wird. Die gesamte Gesellschaft, mit all ihren Techniken und Meinungen, stellt ein einziges großes Netzwerk dar („Makro“), in dem lokal („Mikro“) kleinere Netzwerke agieren. Kein Akteur (Agent) ist von vornherein ein Mikro- oder Makroakteur, denn dies ist allein Ergebnis von Aushandlungsprozessen. Zu so etwas wie sozialer Ordnung kommt es, wenn die Ergebnisse der Aushandlungsprozesse vor allem in etwas Materielles inskribiert werden können. Deshalb wird in der ANT auch nicht von sozialer Ordnung, sondern von einer sozio-technischen Ordnung gesprochen (Law 2006).

Auch auf die letzte Frage – »Was bestimmt sozialen Wandel?« – hat die ANT durchaus Antworten gegeben. Die ANT betont gegenüber der Stabilität vor allem den Wandel. Das was stabil ist und so etwas wie eine soziotechnische Ordnung herstellt, sind Dinge – das was den sozialen Wandel vorantreibt, sind Akteure, die niemals völlig stabil sind, deren Interessen sich verschieben und Einstellungen sich ändern, einfach weil sie immer wieder neue Beziehungen eingehen und bestehende Beziehungen sich verändern (vgl. Latour 2006d)¹⁸.

Wie soeben gezeigt, hat die ANT zahlreiche verallgemeinerte Aussagen hervorgebracht, die oft auch wieder als Vorannahmen in spätere Untersuchungen eingehen, handelt es sich jedoch auch um eine Theorie? Ich verstehe trotz der diversen theoretischen Vorannahmen und Ergebnisse die ANT auch selbst mehr als Methode als eine Theorie, denn die Vertreter der ANT haben es bisher nicht verstanden, die zahlreich entwickelten Begriffe und Konzepte als eine einheitliche Theorie zu integrieren. Die Autoren sind nicht einmal innerhalb ihrer eigenen Werke konsistent. Viele Konzepte und Begriffe scheinen sich nicht ohne Weiteres

¹⁸ Als wesentlicher Treiber des sozio-technischen Wandels aber sind auch „technische“ Innovationen, insbesondere die Informations- und Kommunikationstechniken – angefangen beim Papier, über Bücher bis hin zu Telefon und Handy oder Internet (vgl. Latour 2006a), da sie eine Vergrößerung des Netzwerkes »Gesellschaft« ermöglichen, da die Agenten mehr Verbindungen eingehen können Latour. Zudem verändert sich auch die Qualität der Beziehungen dadurch – sie werden „stärker, zahlreicher und irreversibler“ (Latour 2006e).

miteinander vereinbaren zu lassen (vgl. Schulz-Schaeffer 2008). Die ANT ist eine Methode, aber nicht wie Latour es propagiert, eine theorieleose.

2.4.4 Die Akteur-Netzwerk-Theorie als Praxistheorie?

Ein wichtiges und noch nicht gelöstes Problem der Praxistheorie besteht für Reckwitz darin, dass der Status der Artefakte, also des Materiellen bei allen Praxistheoretikern nur sehr unzureichend berücksichtigt worden ist. Für Reckwitz stellt insbesondere Latours Akteur-Netzwerk-Theorie hier einen möglichen Schlüssel dar, dieser Diskrepanz beizukommen:

„Die Praxistheorie, verstanden im Sinne von Schatzki, und Latours Theorie der Artefakte lassen sich miteinander kombinieren“ (Reckwitz 2008: 154).

Doch trotz der Hoffnung, die sich in diesen Worten widerspiegelt, bleibt bei Reckwitz auch Skepsis, wenn es um die Vorstellung einer einfachen Theoriesynthese geht:

„Es bleibt die Frage, ob sich Latours Ansatz ohne weiteres von den Praxistheoretikern instrumentalisieren lässt oder erhebliche theoretische Differenzen zwischen einer artefakttheoretisch modifizierten Praxistheorie auf der einen und Latours symmetrischer Anthropologie auf der anderen Seite bestehen bleiben“ (ebd.: 155).

Sicher scheint zunächst einmal zu sein, dass Latour und die anderen Vertreter der ANT sich selbst nicht der Praxistheorie zuordnen würden. Doch nimmt man auch hier wieder die von Reckwitz vorgeschlagenen allgemeinen Kriterien zur Hand, die eine Praxistheorie ausmachen, wird man sie durchaus zahlreich wiederfinden, wengleich oftmals in radikalierter Form.

Bruno Latour und die anderen Vertreter der Akteur-Netzwerk-Theorie haben ein sehr umfassendes Verständnis von Praxis, wenn sie postulieren, dass es nichts jenseits des Netzwerkes und den Aktivitäten zwischen den Netzwerkteilnehmern gibt. Das Materielle ist integraler Bestandteil der Praxis, verleiht dem Sozialen sogar erst Stabilität und Dauerhaftigkeit. Ohne das Materielle wäre sozialer Wandel nicht denkbar. Damit drehen die Akteur-Netzwerk-Theoretiker das vielen bekannte soziologische Argument, dass es gerade das Soziale sei, das widerständig gegen Veränderung ist, das beispielsweise die Durchsetzung neuer Technologien behindere, um. Bei ihnen ist das Widerständige, das Harte wieder das materielle Artefakt, in das das weiche Soziale eingeschrieben wurde und es so dauerhaft macht (vgl. Latour 2006d).

In den Beispielen der ANT wird, wie es die Praxistheorie in Anlehnung an den späten Wittgenstein fordert, das Tun betont, vor allem das Tun mit den Dingen. Dinge werden von den menschlichen Akteuren interpretiert und mit Sinn versehen, vor allem aber müssen die menschlichen Akteure die Materialität der Artefakte handhaben. Die Materialität und die damit verbundene Widerständigkeit präformiert, welche »sozialen Praktiken« und Netzwerke überhaupt möglich sind. Interpretation und Bedeutungszuschreibung erfolgen als Prozesse nicht beliebig, wie es einige Texte der sozialkonstruktivistischen Technikforschung glauben lassen – und die menschlichen Aktivitäten dürfen aus ANT-Perspektive auch nicht das theoretische Primat über nicht-menschliche, »technische« Aktivitäten erhalten. Auch der Akteursstatus wird zugeschrieben – sowohl Menschen als auch Dingen – und die Identität der am Netzwerk partizipierenden Entitäten bestimmt sich erst durch die Beziehungen zu den anderen Entitäten, weshalb Latour et al auch von Akteuren als Hybriden

sprechen.

Durch die ANT-Brille blickt man auf eine Welt, die permanent im Fluss ist, die permanent Gegenstand von Aushandlungsprozessen ist und die nur deshalb zugleich auch eine gewisse Stabilität aufweisen kann, weil es Materie gibt, in die das Soziale inskribiert werden kann – Materie, die die einzelnen Situationen überdauern kann. Das Soziale muss demnach neu definiert werden, darf nicht mehr in Kontrast zum Materiellen oder zum Natürlichen gesehen werden, da es ohne diese anderen Seiten der Medaille gar nicht gedacht werden kann¹⁹. Praktiken sind demzufolge auch keine intersubjektiven, sondern interobjektive Beziehungen, an denen sowohl Menschen wie Nicht-Menschen gleichermaßen partizipieren (vgl. Latour 1996b).

Jenseits der Praktiken gibt es nichts. Praktiken stellen sich permanent im Werden befindende sozio-technische Ensembles dar. So stellt es sich für Reckwitz auch als fruchtbar heraus, die Ideen der ANT „zu instrumentalisieren und [...] in den breiten Strom jüngerer Kulturtheorien einzuordnen, die als »Theorien sozialer Praktiken« umschrieben werden können“ (Reckwitz 2008: 150). Für Reckwitz stellt die Perspektive Latours eine notwendige Korrektur der Theorien von Bourdieu, Giddens, Thévenot oder Judith Butler dar, da sie alle zwar wesentlich komplexere Theoriegebäude konstruiert haben, jedoch dem Status des Materiellen zu wenig Beachtung geschenkt haben (ebd.: 150f.):

„Die Grundidee der Praxistheorie ist jedoch nicht nur mit Latours Ansatz kompatibel, sondern verlangt danach, dass sie hinsichtlich des Status von Materialität überdacht wird. Umgekehrt wird auch Latours skizzenhafter Entwurf einer Rekonzeptualisierung des Verhältnisses zwischen Kultur und Materialität verständlicher (und kann in einer anthropozentrischeren Weise, als es Latour selbst recht wäre, neu gelesen werden), sobald er sich in den weiteren theoretischen Rahmen einer Theorie sozialer Praktiken einbetten lässt“ (ebd.: 151).

Sehr viel deutlicher, als es andere Praxistheoretiker getan haben, kann man mit der Perspektive Latours die speziellen Beziehungen nicht nur zwischen Menschen und Dingen, sondern auch zwischen Menschen, Dingen und Praktiken aufzeigen, denn Dinge sind mehr als Objekte der Repräsentation wie sie bei Bourdieu etwa noch konzeptualisiert sind.

Das bereits angeführte Beispiel des Busfahrens würde aus der Perspektive der ANT als Teil eines umfassenderen Netzwerkes betrachtet werden. Das Netzwerk würde aus Entitäten wie dem Bus, dem Busfahrer, den Verkehrsbetrieben, dem Straßennetz, der Straßenverkehrsordnung, den Ticketautomaten, den Haltestellen, den Passagieren, u. U. auch dem Wetter (etwa im Winter bei Glatteis) bestehen. Die meisten Entitäten des Netzwerkes partizipieren an diesem stillschweigend in Form von Blackboxes. Erst etwa durch einen Streik der Busfahrervereinigung würde deutlich werden, dass auch Gewerkschaften, der Bürgermeister oder Umweltverbände zum Netzwerk dazugehören. Je nach Fragestellung würde mit der ANT entweder nach der Entstehung oder dem Scheitern einer (technischen) Innovation gefragt werden (vgl. Latour 2006b) oder würde durch eine Mikroanalyse die Rolle des Artefakts Bus an der Handlung Busfahren veranschaulicht werden (vgl. Latour 1996a). Bei Latour et al allerdings weitestgehend der menschliche Körper. Das Handhaben als körperliche Aktivität fehlt als elementare Dimension, dementsprechend würde sich Latour auch nicht die vom Körper des Busfahrers ausgeführten Bewe-

¹⁹ Weshalb Latour auch nicht mehr von Gesellschaft, sondern von Kollektiven aus Menschen und Nicht-Menschen spricht und auch die Mikro-Makro-Unterscheidung ablehnt.

gungen anschauen. Schatzki als Praxistheoretiker etwa versteht unter einer Praktik etwa „ein Ensemble miteinander verknüpfter, regelmäßiger Aktivitäten de[s] Körpers, die durch implizit geteilte Formen des Verstehens und Wissens zusammengehalten werden“ (Reckwitz 2008: 152). Vergleicht man beide Verständnisse von Praktiken, so stellt man fest, dass zwar beide eine Variante der Materialisierung der Kulturtheorie betreiben, aber beide zugleich jeweils eine Seite der Materialität marginalisieren.

Reckwitz plädiert keineswegs für eine unveränderte Übernahme Latourscher Einsichten. Eine umfassende Praxistheorie muss die Artefakte sehr viel stärker berücksichtigen, aber zugleich darf sie nicht so weit gehen, den Dingen eine von den Menschen unabhängige Handlungsträgerschaft zuzuweisen, denn erst der Umgang mit den Dingen würde dafür sorgen, dass diese ihre Wirkkraft entfalten. Eine Zwischenposition in dieser Frage wird in der Folge von Rammert et al vertreten, auf den später noch einmal ausführlicher rekurriert werden wird.

Zuletzt möchte ich noch einmal kurz auf das Akteursverständnis der ANT eingehen. Latour marginalisiert nicht nur den menschlichen Körper, sondern auch den menschlichen Geist. Strukturen liegen nicht innerhalb von Personen, sondern innerhalb der heterogenen Netzwerke. Intentionen und Motive etwa sind auch in der ANT nicht vordergründig. Intentionen sind nicht einmal mehr Definitionskriterium für Handeln. Schaut man sich jedoch die zahlreichen Beispiele an, die von den Akteur-Netzwerktheoretikern angeführt werden, wird man dennoch bemerken, wie stark die Interessen und Motive insbesondere auch menschlicher Akteure zur Beschreibung der Aushandlungsprozesse herangezogen werden. Latour et al verwenden keineswegs konsequent denselben Handlungsbegriff. Auch ich plädiere trotz aller Inspiration durch die Latourschen Einsichten für eine asymmetrische Konzeptualisierung des Akteurbegriffs, vertrete jedoch zugleich die Position, dass man diese Asymmetrie nicht bereits hinsichtlich der von den Akteuren bzw. Aktanten ausgehenden Wirksamkeit theoretisch vorentscheiden sollte.

3. Praktiken und ihr situativer Vollzug

Da die Praxistheorie dem tatsächlichen Handeln also den (zu beobachtenden) Aktivitäten gesellschaftlicher Wirklichkeit den theoretischen Vorzug gibt, soll sich nun explizit der Frage gewidmet werden, wie die Praxistheorie den situativen Vollzug von Praktiken überhaupt konzeptualisiert²⁰. Gefragt werden soll hierbei besonders danach, ob die Praxistheorie ohne die Handlungstheorie an dieser Stelle überhaupt auskommen kann.

3.1 Wie sich die Praxistheorie den situativen Vollzug von Praktiken vorstellt...

Es ist die Praxis, in der sich fortwährend die Fähigkeiten und Fertigkeiten, das Wissen und Können der Akteure entwickeln. Praxis ist dabei in einem recht breiten Verständnis zunächst nichts weiter als derjenige gesellschaftliche Prozess, in dem sich Akteure „die Bedingungen ihrer historisch vorgefundenen Wirklichkeit aneignen und sie transformieren“

²⁰ In dieser Arbeit wird sich auch an dieser Stelle überwiegend auf Reckwitz und Schatzki bezogen werden, da es diese beiden Autoren sind, die sich für eine allgemeine Praxistheorie stark machen.

(Hörning 2004: 27)²¹. Soziale Praktiken sind dann der Ort (vgl. auch Schatzkis „*site of the social*“), an dem praktisches Wissen nicht nur angewendet, sondern auch hervorgebracht wird.

Die Akteure bilden fortwährend innerhalb der sozialen Praktiken Fähigkeiten und Fertigkeiten hinsichtlich der Lösung von Aufgaben aber auch in Hinblick auf die Einschätzung bzw. Definition von Situationen aus²². Damit verweist die Praxistheorie auch auf übergreifende gemeinsame kulturelle Wissensbestände und Interpretationsschemata. Diese aber finden ihren spezifischen Ausdruck primär innerhalb der Praktiken und nur sekundär in den Individuen – wenngleich individuelle Lernprozesse Voraussetzung für die Existenz von gesellschaftlichen Praktiken und deren Vollzug darstellen (vgl. auch ebd.: 23f.).

Die Akteure lernen, wie man Situationen einschätzt und angemessen handelt. Entscheidend hierbei ist das sich entwickelnde und sich immerzu weiterentwickelnde praktische Können und Wissen der Akteure, das ihnen implizit zuhanden ist. Oftmals wird gerade das problemlose Einschätzen von Situationen und dementsprechend unmittelbare mühelose Handeln der Akteure in den Vordergrund gestellt. Die Akteure erkennen im Tun, welches Handeln für eine Situation angemessen ist und welches nicht:

„[Sie]erleben im Handlungsfluss, ob ihr Handeln passt oder nicht, indem die anderen Teilnehmer ihr Handeln »beantworten«, Anschlusshandlungen ansetzen, also stillschweigend mitteilen, dass sie das Handeln für »korrekt« halten“ (ebd.: 23)²³.

Wenngleich Erving Goffman nicht problemlos und nur mit Einschränkungen in die Tradition der Praxistheorie gestellt werden kann, greifen Praxistheoretiker wie etwa Karl Hörning gern auf ihn zurück, wenn es um die Bedeutung und die Anwendung des praktischen Wissens und Könnens geht (vgl. ebd.: 24). Verwiesen wird vor allem auf Goffmans Rahmenanalyse (vgl. Goffman 1980), in der Goffman sehr anschaulich die Notwendigkeit des Rahmungswissens beschreibt. So soll es gerade dieses Rahmungswissen sein, das zwischen Interpretationskompetenzen und Situationsdefinitionen vermittelt. Mithilfe von Goffman ist es möglich zu fragen, „*unter welchen Bedingungen nun die Wissens- und Handlungskompetenzen unserer Praktiker im Fluss des alltäglichen Tuns zum Ausdruck kommen*“ (Hörning 2004: 24). Die Akteure sind in der Lage wie selbstverständlich auf zwar individuell erworbenes vor allem aber schon immer kollektiv verfügbares Wissen zurückzugreifen. Innerhalb von sozialen Situationen kann unterstellt werden, dass auch die anderen Akteure wissen, was man wann und wie tun kann und was man eben nicht an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten tun darf:

²¹ Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, dass ich die von Karl Hörning gegebene Definition insoweit verändert habe, als dass ich den Begriff »Menschen« durch den allgemeinen Begriff des »Akteurs« ersetzt habe, um nicht schon hier eine theoretische Vorentscheidung darüber zu treffen, ob nicht auch Artefakte, insbesondere avancierte Techniken, den Akteursstatus erlangen können (vgl. hierzu auch Kap. 4).

²² Dieses Herausbilden des praktischen Wissens und Könnens ist dabei nicht an individuelle Lernprozesse allein gebunden, betont werden soll nämlich gerade das Zusammenhandeln mit anderen bzw. das Lernen von anderen (vgl. Hörning 2004: 23; Reckwitz 2008: 118).

²³ Sollte es sich allerdings um eine Praktik handeln, die ohne Zuschauer und menschliche Mithandelnde vollzogen wird, erfolgt die Bestätigung bzw. Zurückweisung der Adäquatheit des Handelns ggf. erst zu einem späteren Zeitpunkt. Eine konkretere Analyse dessen, was Praktiken der Interaktion von solchen unterscheidet, die allein vollzogen werden, wäre vonnöten.

„Goffman beschreibt damit alltägliche Bedeutungsrahmungen mit ihren Informationszeichen, Symbolmarkierungen und Anzeigehandlungen, die von den Akteuren stillschweigend ver- und entschlüsselt werden“ (ebd.).

Im Laufe des Sozialisationsprozesses spielt sich das handlungspraktische Wissen ein. Hierbei plädiert Karl Hörning für eine pragmatistische Fundierung der Praxistheorie, denn der Pragmatismus gibt dem Praktischen bei der Erklärung (menschlichen) Handelns den absoluten Vorrang gegenüber subjektiven Bewusstseinsprozessen. Intentionalität, Zielbildung und Zwecksetzung sind der Handlung nicht vorgelagert, sondern sind selbst Teil des Handelns. Der Mensch wird in immer wieder neu und anders erscheinenden Situationen mit Problemen konfrontiert, die sein praktisches Wissen und Können benötigen und auch den kreativen Umgang mit eben diesen Situationen erfordern (vgl. ebd.: 29):

„Sich auf eine bestimmte Sache bzw. Handlungsweise verstehen«, ist nicht nur eine Kompetenz, die eine vertraut-konventionalisierte Sicherheit im Handeln vermittelt, sondern zugleich die Fähigkeit, in Auseinandersetzung mit den Personen und Gegenständen der Handlungswelt kreativ mit den Gegebenheiten umzugehen und diese reflexiv zu bedenken“ (ebd.).

Handeln ist im Pragmatismus eben kein abgeleitetes Phänomen im Sinne einer zuvor erdachten und geplanten Aktivität. Eine Situation ist demgemäß auch nicht einfach nur der ermöglichende und begrenzende Rahmen, in dem Akteure handeln, sondern die Situationen selbst fordern Akteure dazu auf, zu handeln und werden durch die »angeregten«, aber nicht determinierten Aktivitäten zugleich selbst kontinuierlich verändert (vgl. ebd.: 30):

„Handlungen sind dann eher Antworten auf Situationen, die Fragen aufgeworfen haben: Um angemessen antworten zu können, benötigen wir ein gehöriges Maß an Vorverständnis, Vorwissen und praktische Einsicht. Ohne diese bleibt die Situation stumm. Eine solche Sicht bricht grundlegend mit dem klassischen Zweck-Mittel-Handlungsmodell“ (ebd.).

Praktisches Wissen wird nicht nur in den Situationen benötigt, sondern es wird zugleich innerhalb dieser transformiert. Wenn Routinen nicht mehr greifen bzw. wenn das praktische Wissen und Können nicht mehr angemessen ist, da es zu Irritationen und Störungen kommt – dann werden Bewusstseinsprozesse ausgelöst:

„Erst in dieser Phase der »Distanzerfahrung« [...] , in der der Handelnde sich fragt, was da passiert ist und das Geschehen zu rekonstruieren beginnt, setzt Reflexion ein, die in Umorientierungen einmünden können. In diesem Handlungsmodell sitzt der »Stachel des Zweifels« im Handeln selbst: Die Handlungsgewohnheiten prallen an den Widerständigkeiten der Welt ab, der Ablauf des Handelns wird unterbrochen, Irritationen tritt auf, denken setzt als »verzögerte Handlung« ein (Dewey 2001: 223)“ (Hörning 2004: 32).

Das sich dann bewährte praktische Können und Wissen ist dann wiederum bis auf Weiteres implizit zuhanden. Häufig erfolgt an diesem Punkt auch ein direkter Verweis auf Ludwig Wittgenstein (1975a; 1975b), der selbst bereits den Praktikenbegriff verwendete und forderte, mit diesen zu beginnen (vgl. Hörning 2004: 22). Wittgenstein untersuchte vor allem »Sprachspiele«, nach Praxiskonstellationen, die Gemeinsamkeiten hinsichtlich des Sprechens und Tuns aufweisen und die gerade nicht auf expliziter Regelbefolgung beruhen. Die Praxistheorie stützt sich dabei vor allem auf den späten Wittgenstein und auf sein Argument des unendlichen Regelregresses:

„Wittgenstein zufolge ist es eine irreführende Vorstellung, dass sich irgendein regelmäßiges Handeln ausschließlich an formulierten Regeln orientieren könne, würde man diese nur exakt genug formulieren. Denn für jede Regel lassen sich beliebig viele Fälle ausdenken, die durch die Regel selbst nicht abgedeckt sind, in denen die Anwendung der Regel also unklar ist“ (Schulz-Schaeffer 2010: 321).

Die Erklärung einer Regel ist demnach niemals zu beenden, da ein unendlicher Regelregress von Regeldeutungen und Deutungen von Deutungen die Folge wäre. An dieser Stelle hebt nicht nur Wittgenstein, sondern auch die Praxistheorie hervor, dass Akteure dennoch in aller Regel wissen, WAS in sozialen Situationen WIE gemeint ist und WIE man zu HANDELN hat. Die Ursache dafür wird im handlungspraktischen Wissen gesehen. Auch Wittgenstein verwendet an dieser Stelle bereits den Begriff der Praxis. Praxistheoretische Autoren folgern hieraus, dass es auf das implizite Wissen und Können ankommt:

„Für die Praxistheorie ist es nicht die vorgebliche Intentionalität, sondern die wissenschaftshängige Routinisiertheit, die das einzelne ‚Handeln‘ ‚anleitet‘ [...]“ (ebd.).

Nicht die Regel ist der Praxis vorgeschaltet, sondern ganz im Gegenteil: Die Regel ist der Praxis nachgeordnet. Sie wird erst in der Praxis bedeutungsvoll.

Hörning betont – im Gegensatz zu Bourdieu beispielsweise – durchaus die prinzipielle Explizierbarkeit des impliziten Wissens (vgl. Hörning 2004: 23). Dennoch erhält auch bei Hörning das implizite Wissen theoretische Vorrangstellung, denn es ist eben gerade nicht explizites Regelwissen, das das Handeln der Akteure bestimmt. Dieses entfaltet sich vielmehr in den fortlaufenden sozialen Praktiken auf der Basis der angeeigneten Fähigkeiten und Fertigkeiten. Bestimmend sind vor allem handlungspraktisches Verstehen und Können. Praktiken sind damit durchaus regelgeleitet, da sie sowohl regelmäßig vorkommen als auch impliziten Regeln folgen (ebd.).

Kreativität und Potential zur Veränderung liegen in den Praktiken und sind eben nicht vordergründig im Subjekt selbst zu suchen. So kommt es auch dazu, dass Akteure bzw. Subjekte als lose gekoppelte Bündel von Wissensformen (vgl. Reckwitz 2008: 124) konzipiert werden müssen, da das handlungspraktische Wissen und Können in unterschiedlichen Situationen angeeignet worden ist und sich auch im Laufe der Zeit widersprüchliches Wissen und Können im selben Akteur kreuzen können (vgl. auch Hörning 2004: 36). *«full performances»* verweisen praxistheoretische Autoren also durchaus auf übergreifende gemeinsame Wissensbestände und Interpretationsschemata, die jedoch eben innerhalb der Praktiken selbst existieren und dort ihren Ausdruck finden. Das konkrete Entstehen des Wissens und Könnens wie auch die Anwendung in spezifischen Situationen ist jedoch aus der Sicht Ingo Schulz-Schaeffers bisher nicht zufriedenstellend innerhalb der Praxistheorie beantwortet worden, denn diese müsse dazu zwangsweise auf die Handlungstheorie zurückgreifen. Das hat für Schulz-Schaeffer die Konsequenz, dass all das, was die Praxistheorie tut, auch im Rahmen der Handlungstheorie möglich wäre. Damit weist auch Schulz-Schaeffer den *practice turn* zurück.

3.2 ...und was die Handlungstheorie dazu sagt

Die Praxistheorie interessiert sich kaum für die Entstehung des Wissens und Könnens bzw. bleibt hierbei einfach zu allgemein in ihren Aussagen. Theorien, die das präsenste Bewusstsein der Akteure stark machen, vernachlässigen aus praxistheoretischer Sicht vor allem die implizite Vertrautheit, die dem Handeln zugrunde liegt. Durch dieses Wegrücken von Fragestellungen der Entstehung und konkreten situativen Anwendung des impliziten Wissens und Könnens aber lässt die Praxistheorie einen Phänomenbereich außen vor, der wesentlich

auch zur Klärung des Begriffes der Praktik selbst beitragen kann. Sodann ist es auch Schulz-Schaeffers Kernanliegen, die Praxistheorie in einen umfassenderen Rahmen zu stellen, nämlich in den der Handlungstheorie, um aufzuzeigen, dass mithilfe dieser die Entstehung und Transformation von Wissen deutlich klarer und auch differenzierter analysiert werden kann.

In besonderer Weise widmet sich Schulz-Schaeffer der Frage, wie Akteure ihr implizit zuhandenes Wissen und Können aktivieren, um handlungsfähig werden zu können. Für Schulz-Schaeffer erweist sich dabei das handlungstheoretische Konzept der Situationsdefinition als besonders ergiebig, denn auf dieser Grundlage würden sich auch „*verschiedene Modi der situationsspezifischen und der situationsgebundenen Aktivierung stillschweigenden Wissens und Könnens unterscheiden*“ lassen (Schulz-Schaeffer 2010: 320). Hierbei fordert er ausdrücklich Intentionen auf der einen Seite und Dispositionen auf der anderen Seite (wie etwa das Habituskonzept Bourdieus) nicht länger als einander ausschließend gegenüberzustellen, sondern als sich ergänzend zu betrachten (ebd.: 335).

3.2.1 Kritik der Praxistheorie an der Handlungstheorie

Sowohl Handlungs- als auch Praxistheorie nehmen ihren Ausgangspunkt im sinnhaften menschlichen Verhalten. Die Praxistheorie jedoch nimmt explizit eine Gegenposition zur Handlungstheorie ein, der sie Rationalismus und Intellektualismus aber auch Individualismus und Atomismus vorwirft (vgl. Abb. 4). Sinnhaftes Verhalten beruht grundlegend auf implizitem Wissen und Können. Die Einzelhandlung wird als kleinste Einheit des Sozialen abgelehnt und stattdessen stellt die Praxistheorie auf Praxis als Bündel von Aktivitäten als Grundeinheit um.

Rationalismus	Intellektualismus
- sinnhafte Orientierung der Akteure als Resultat eines bewusst intentionalen Prozesses	- begriffliche Intellektualisierung des Handelns - Akteure verfügen ihr Wissen über die Wirklichkeit in bewusster und expliziter Weise
Individualismus	Atomismus
- Handlungen werden einzelnen Individuen zugeordnet	- Handlung als punktförmiger Akt, der von einem Individuum zu einem konkreten Zeitpunkt an einem konkreten Ort vollzogen wird

Abbildung 4: Vorwürfe der Praxistheorie an die Handlungstheorie (eigene Darstellung; nach Schulz-Schaeffer 2010)

Der Praxistheorie zufolge ist in der Handlungstheorie die sinnhafte Orientierung der Akteure das Resultat eines bewusst intentionalen Prozesses. Demgegenüber betonen Praxistheoretiker wie Schatzki, dass explizite Regeln und bewusstes Handeln gerade nicht die meisten sozialen Aktivitäten bestimmen. Schulz-Schaeffer hingegen versucht aufzuzeigen, dass Handlungs- und Praxistheorie in diesem Punkt gar nicht so weit auseinander liegen, wie angenommen, denn auch Autoren wie Alfred Schütz und Thomas Luckmann würden betonen „*dass das bewusst entworfene und in der Ausführung sorgfältig am Entwurf ausgerichtete Handeln im Alltagsleben im Vergleich zum gewohnheitsmäßigen Handeln nicht sehr häufig sei*“ (ebd.: 320).

Die Beschreibung und Erklärung kollektiver Phänomene steht sowohl in der Praxis- als auch in der Handlungstheorie im Zentrum des theoretischen Interesses. Doch nicht nur der Gegenstand der Erklärung, auch die Annahme, dass es nicht um isolierte Einzelhandlungen geht, sondern vielmehr um größere Handlungszusammenhänge ist durchaus beiden theoretischen Perspektiven gleich (ebd.: 322). In der Konsequenz jedoch begreifen Handlungstheorien soziales Handeln als Grundeinheit des Sozialen und Praxistheorien eben die Praktiken.

Für die Praxistheorie verweist der Handlungsbegriff zu sehr auf ein intentional handelndes Individuum, das Normen befolgt und sich an den Erwartungen anderer Akteure orientiert. Die von Praxistheoretikern hervorgebrachte Kritik an Schütz, er würde Handeln intentionalistisch verkürzt einführen, bemängelt nicht nur Schulz-Schaeffer, sondern auch Bongaerts (vgl. Schulz-Schaeffer 2010: 320; Bongaerts 2007: 250ff.), auch wenn letzterer zugibt, dass sich durchaus sagen lässt „*dass Schütz tatsächlich ‚das Soziale‘ auf die zwar sozial verteilten und sozial gelernten, aber dennoch je individuell angeeigneten Wissensbestände verkürzt*“ (Bongaerts 2007: 250ff.). Und weiter heißt es:

„Bei Schütz hingegen bleibt die Wir-Beziehung eine Synchronisation zweier Bewusstseinsströme (gleichzeitiges Altern), deren Sinn allein durch die je individuellen Auslegungen des Geschehens zugewiesen wird“ (ebd.: 251).

Doch Schütz reduziere Handeln eben zugleich auch nicht auf den Handlungsentwurf, vielmehr begreift auch er Handeln als Wirken und unterscheidet explizit zwischen Handlung und Handeln (ebd.):

„Denn zum Ersten hat Schütz mit seinem Begriff ‚Handeln‘ durchaus die Tätigkeit im Vollzug im Fokus. [...] Zum Zweiten ist handeln primär ein körperliches Wirken mit dem Ziel, einen veränderten Zustand herbeizuführen“ (ebd.).

Schon bei Schütz ist der überwiegende Modus des Handelns das Routinehandeln. Einzuwenden ist jedoch auch weiterhin, dass das theoretische Primat beim bewussten, geplanten Handeln liegt. Weiter wendet Schulz-Schaeffer ein, dass das von der Handlungstheorie in Max Webers Tradition verfolgte individualistische Handlungsprogramm zwar soziale Phänomene individualistisch erkläre, es sich hierbei aber um einen methodischen Individualismus handle (Schulz-Schaeffer 2010: 322).

Praxistheoretische Vorstellungen des Erfahrungsaufbaus mit der Betonung des Impliziten und solche der Handlungstheorie wie etwa wie von Alfred Schütz gehören zueinander und stellen einfach nur unterschiedliche Enden desselben Kontinuums dar:

„Bourdieu's Analyse ist an der konstativen Erfassung vorgegebener Situationen orientiert, die phänomenologisch-wissenssoziologische Analyse hat dagegen primär die performative Verwendung zweckmäßiger und situationsangemessener Sinnmuster im Blick“ (ebd.: 333).

Erst eine solche Sichtweise, also eine um Schütz' ergänzte Praxistheorie, kann es ermöglichen, verschiedene Ausprägungen impliziten Wissens und Könnens zu betrachten – nämlich je nach ihrer Position auf dem vorgeschlagenen Kontinuum.

Aus praxistheoretischer Perspektive jedoch stellt es eine sinnvollere Beschreibung dar, Praktiken als Bündel von Aktivitäten zu verstehen, denn Praktiken stellen mehr dar als das sinnhafte Verhalten von Akteuren:

„Diejenigen Handlungen durchzuführen, welche die Bestandteile einer Praxis bilden, ist demnach nur unter der Bedingung möglich, dass die betreffende Praxis bereits existiert. Denn ihren spezifischen Sinn besitzen diese einzelnen Handlungen nicht aus sich selbst heraus, nicht subjektiv sinnhaft, sondern durch ihre Eigenschaft, Bestandteil einer bestimmten, gemeinsam geteilten, also sozialen Praxis zu sein“ (ebd.: 323).

Der entscheidende Punkt für die Praxistheorie ist, dass Praktiken einen Hintergrund Sinn inne haben, der nicht zutreffend erfasst werden kann, wenn man den subjektiv gemeinten Sinn von Einzelakteuren ins Zentrum der Betrachtung rückt. Ein Rückgriff auf handlungstheoretische Theorieelemente ist dabei aus meiner Sicht aber noch kein Beleg dafür, dass es sich bei der Praxistheorie einfach nur um eine umbenannte Handlungstheorie handelt.

3.2.2 Der Aspekt der Körperlichkeit in Handlungs- und Praxistheorie

Die Praxistheorie betont in besonderer Weise, dass das Wissen und Können zum einen in den Körpern der Akteure verkörpert ist und zum anderen zugleich Bestandteil der Praxis selbst ist. Hierbei bestreitet die Praxistheorie nicht, dass auch Regeln, Normen und Werte, Überzeugungen und Einstellungen im Vollzug der Praxis eine Rolle spielen (können), jedoch lautet ihr Argument, dass all dies nicht im Besitz der Individuen ist, sondern dass es sich hierbei um intersubjektive bzw. gar interobjektive Bedeutungen handle, die Gemeingut der Gesellschaft sein müssen, also Teil der sozialen Praxis selbst sind.

Demgegenüber marginalisiere die Handlungstheorie den Körper. Das Wissen und Können befindet sich dort nicht in den Körpern, sondern in den Köpfen. Die Unterscheidung von Körper und Geist greift Schulz-Schaeffer in seiner Kritik auf, indem er in Frage stellt, ob eine solche Differenzierung überhaupt den Kern des Problems trifft:

„Dennoch ist die Charakterisierung des hierbei zugrunde liegenden Wissens und Könnens als verkörpert zunächst nur eine Beschreibung, die die direkt sichtbare Oberfläche des interessierenden Problems erfasst, ohne dieses Phänomen tatsächlich zu analysieren. [...] Denn was soll Körperlichkeit im Gegensatz zu Geistigkeit in diesem Zusammenhang eigentlich heißen? Dass unser Geist, die mentalen Prozesse in unserem Gehirn, keine Rolle spielen? Das wäre eine absurde Vorstellung, denn wer wird ernsthaft leugnen wollen, dass die Nervenimpulse, die unsere Körperbewegungen steuern, aus dem Gehirn kommen. Es führt gar kein Weg darum herum, anzuerkennen, dass auch das handlungspraktische Wissen und Können in den Köpfen der Akteure gespeichert ist und nirgendwo anders“ (ebd.: 325).

Aus praxistheoretischer Sicht greift dieses Argument jedoch überhaupt nicht, da die Praxistheorie weder die Existenz noch Bedeutung des Gehirns bestreitet, noch dass Akteure nicht in der Lage seien, sich bewusst zu Situationen Gedanken zu machen und diese zu reflektieren.

3.2.3 Das Konzept der Situationsdefinition

Aus praxistheoretischer Perspektive erfolgt das Handeln der Akteure im Rahmen von Praktiken weitgehend automatisch. Das implizite Wissen ist den Akteuren quasi automatisch zuhanden (vgl. auch Bongaerts 2007: 249). Ohne einen Rekurs auf ein handlungstheoretisches Konzept wie das der Situationsdefinition und auf Alfred Schütz' beschriebenen Prozess des Erfahrungsaufbaus als eine Leistung des reflexiven Bewusstseins (vgl. Schulz-Schaeffer 2010: 333) erfasse die Praxistheorie ihren Phänomenbereich nur unzureichend – so Bongaerts und Schulz-Schaeffer. Die praxistheoretische Hervorhebung des Körperlichen und des impliziten Wissens sage schließlich noch nichts darüber aus, wie Akteure ihr Wissen und Können auch tatsächlich abrufen können bzw. wie sie überhaupt zu diesem gelangen. Schulz-Schaeffer plädiert an dieser Stelle zu einer handlungstheoretischen Einbeziehung des Konzeptes der Situationsdefinition:

„Das Handeln bietet das Konzept der Situationsdefinition die Grundlage für eine genauere Analyse sowohl der unterschiedlichen Formen stillschweigenden Wissens und Könnens als auch des Verhältnisses zwischen stillschweigend und bewusst sinnhaft orientiertem Handeln“ (ebd.: 326).

Das Konzept der Situationsdefinition wird in Schulz-Schaeffers Vorschlag durch Hartmut Essers Modell der Frame-Selektion vertreten. Dem Modell der Frame-Selektion zufolge gelangen die Akteure innerhalb von konkreten Situationen aufgrund von zwei Deutungsmustern zu ihrem jeweiligen subjektiven Handlungssinn: durch Frames und Skripte. Frames stellen hierbei gedankliche Modelle typischer Situationen dar, die dazu dienen, den Handlungsrahmen festzulegen. Skripte hingegen sind gedankliche Modelle von typischen Sequenzen zweckmäßigen oder in anderer Weise angemessenen Handelns innerhalb der eben genannten Bezugsrahmen. Sie stellen Handlungsprogramme dar. Sinnbildung erfolgt situationsbezogen und -gebunden als zweistufiger Prozess. Der Akteur definiert zunächst mittels Frame-Selektion die Situation, in der er sich aktuell befindet, und bestimmt anschließend mittels Skript-Selektion sein Handeln. Ob und auf welche Weise ein bestimmtes gedankliches Modell aktiviert wird, geschieht dabei überwiegend automatisch. Sowohl Esser als auch Schulz-Schaeffer sprechen an dieser Stelle von einem Matching-Prozess²⁴.

Aus dieser Perspektive wird jegliches implizites Wissen und Können ursprünglich bewusst erzeugt. Hartmut Esser spricht auch von der „Weisheit der Routine“ als geronnene Rationalität früherer Problemlösungen. Doch genau dem widersprechen Praxistheoretiker wie Reckwitz aber auch Bourdieu vehement.

In Verweis auf Bongaerts unterscheidet auch Schulz-Schaeffer zwischen Gewohnheit – als unbewusste Aneignung von Verhaltensweisen – und Routine – als ursprünglich bewusst trainiertes Handeln. Wie Esser und Bongaerts geht auch Schulz-Schaeffer davon aus, dass

²⁴ Bei einem sehr hohen Passungsgrad wird von einem »perfekten Match« gesprochen. Es kommt dann zu keinerlei weiteren gedanklichen Aktivitäten, da keine alternative Situationsdeutung abgeschätzt werden muss. Wenn das gedankliche Modell hingegen keinen hohen Passungsgrad aufweist, kann der Akteur die Diskrepanzen nicht übersehen und rückt das Problem der Situationsdefinition in den Fokus der Aufmerksamkeit. Der Akteur muss die Situation einschätzen, hinsichtlich der Handlungsmöglichkeiten bewerten und die Durchführung der Handlung explizit planen. Somit wird den Akteuren grundsätzlich die Fähigkeit zugesprochen, Situationen bewusst analysieren und ihr Handeln bewusst und zielgerichtet planen und durchführen zu können. Eine bewusste Situationsdefinition ist normalerweise im Alltagshandeln nicht notwendig.

am Anfang der Routinebildung bewusste Berechnung steht. Im Weiteren konzentriert er sich dann auf Routinen – und nicht wie Bourdieu auf Gewohnheiten – zugleich jedoch versucht er, auch den Phänomenbereich der Gewohnheiten zu integrieren²⁵.

Situationsdefinitionen haben hierbei zwei Seiten: Zum einen bedeutet es eine Situation zu definieren, sie zugleich zu deuten (Situationsdefinition als Situationsdeutung). Gemeint ist eine konstative Erfassung einer vorgegebenen Situation. Zum anderen muss eine Situationsdefinition performativ hergestellt werden, sie muss als solche etabliert werden (Situationsdefinition als Situationsdefinition).

„Im Grundsatz gilt, dass alle sozialen Situationen performativ hergestellt werden. Denn soziale Situationen entstehen dadurch und bestehen darin, dass Akteure sich im sozialen Handeln an bestimmten Sinnstrukturen orientieren bzw. sich in ihrem Tun und Unterlassen an bestimmten Sinnstrukturen messen lassen müssen. [...] Aus der grundsätzlichen Bestimmung, dass alle sozialen Situationen performativ hergestellt werden, folgt offensichtlich aber nicht, dass Akteure jede Situation aktuell performativ definieren. Häufig scheinen sie sich vielmehr darauf zu beschränken, Situationen konstativ zu deuten“ (ebd.: 328).

Schulz-Schaeffer hebt jedoch besonders hervor, dass es selten so etwas wie ein »perfektes Match« gibt und man dementsprechend fortwährend performative Abweichungen der Akteure beobachten kann. Deshalb ist prinzipiell ein gewisses Maß an Enttäuschungsresistenz erforderlich. Zudem erfordern die unterschiedlichen Formen der Situationsdefinition auch unterschiedliche Ausprägungen des impliziten Wissens sowie eine Differenzierung der Wirksamkeit: doch daran mangle es der Praxistheorie bisher an **Konzepten**. Schaeffer nimmt zudem an, dass es einen Zusammenhang zwischen der Position auf dem Kontinuum und dem Modus der Aktivierung der jeweiligen Schemata gibt (ebd.: 334). Er verweist darauf, dass solche Überlegungen insbesondere an Theodore Schatzki anschließbar seien, der ausdrücklich betont, dass:

“[...] practical intelligibility is an individualist phenomenon: It is always to an individual that a specific action makes sense. Features of individuals, moreover, are what principally determine what makes sense to them to do” (Schatzki 2002: 75).

Solange sich die Praxistheorie bei der Analyse des impliziten Wissens und Könnens auf den Hintergrund-Sinn beschränke, wird es ihr schwer fallen – so Schulz-Schaeffer – seiner Empfehlung nachzukommen:

„Praxistheoretische Autoren wie Schatzki dagegen, die diese Engführung bewusst vermeiden und ein umfassenderes Verständnis der sinnhaften Orientierung von Akteuren zu gewinnen suchen, kommen nicht umhin, in beträchtlichem Umfang handlungstheoretische Theoriekomponenten zu integrieren, und setzen sich damit dem – von Bongaerts (Bongaerts 2007: 250ff.) zu Recht erhobenen – Vorwurf der praxistheoretischen Umetikettierung vorhandener Theoriebestände aus“ (Schulz-Schaeffer 2010: 335).

²⁵ Schulz-Schaeffer differenziert zwischen verschiedenen Formen der Situationsdefinition sowie zwischen den Modi der Aktivierung. Prinzipiell kann man so zunächst zwischen folgenden Situationsdefinitionen unterscheiden: zunächst performativ und konstativ (bestätigend) verwendete Situationsdefinitionen, zweitens solchen Situationsdefinitionen, deren Gültigkeit darauf beruht, dass sie von den Akteuren gemeinsam geteilt werden (also intersubjektiv selbstverständlich sind) und drittens Situationsdefinitionen, deren intersubjektive Gültigkeit darauf beruht, dass sie handlungswirksam durchsetzbar sind (Durchsetzungschancen).

3.2.4 Abschließende Bemerkungen zur Praxistheorie aus handlungstheoretischer Sicht

Wenn man Schulz-Schaeffers Ausführungen rekapituliert, dann liegt der Schluss nahe, dass er die Praxistheorie als Reformulierung der Handlungstheorie versteht. Doch auch Schulz-Schaeffers Vorschläge einer Aktivierung des impliziten Wissens sind unbefriedigend, insbesondere hinsichtlich der Frage, wie in Situationen das implizite Wissen aus sich selbst heraus, also automatisch-spontan abgerufen wird. Der Aspekt der Körperlichkeit kommt hierbei zu kurz, wenn er sich auf Geist und Gehirn beschränkt. Ebenso werden Artefakte (wenngleich ausdrücklich nur in diesem Aufsatz) nicht berücksichtigt. Bei Esser wie bei Schulz-Schaeffer sind es Individuen, die das Wissen und Können aktivieren, doch in der Praxistheorie sind es zunächst vor allem Körper, die dies tun – was den dazugehörigen Geist ja gerade nicht ausschließt. Auch (technische) Artefakte könnten sozialtheoretisch an dieser Stelle wesentlich stärker berücksichtigt werden. Der Körper darf in der Praxistheorie gerade nicht auf den Geist beschränkt werden und genau dies tut Schulz-Schaeffer.

Das Heranziehen von Hartmut Esser kann zudem durch seine Verwendung des Entscheidungsbegriffes Schwierigkeiten hervorrufen. Die für Praktiken verbundene Frage ist: Entscheidet man sich denn überhaupt (aktiv) für Praktiken? Die Praxistheorie will ja gerade nicht bewusste Handlungen in den Vordergrund rücken, sondern das implizite Wissen und Können, das wir permanent benötigen und anwenden. Durch die Umstellung des Handlungs- auf den Praktikenbegriff als Analyseeinheit werden zudem die Erkenntnisse der Handlungstheorie nicht vollends verneint, sondern neu bewertet und gewichtet. Sowohl Esser und Schulz-Schaeffer als auch die Praxistheorie hebt das Unbewusste für den Großteil der Handlungen hervor, doch inwiefern eine Trennung zwischen »körperlich implizit« und »mental unbewusst« hier überhaupt angebracht sein soll, erscheint mir schwer nachvollziehbar, da dies die Dichotomie zwischen Geist und Körper verschärft, statt diese aufzuheben.

Unklar bleibt auch, ob die Praxistheorie wirklich ein Konzept der Situationsdefinition braucht, wie es Esser vorschlägt, da beispielsweise auch andere Autoren wie etwa Erving Goffman mit einem solchen Konzept bereits gearbeitet haben.

4. Das Konzept gradualisierten und verteilten Handelns praxistheoretisch betrachtet

Andreas Reckwitz hat für die Theorien sozialer Praxis konstatiert, den Status der Artefakte bisher noch nicht zufriedenstellend berücksichtigt zu haben. Besonderes Potential sieht Reckwitz in der Möglichkeit Latours Arbeiten in die Praxistheorie eines Theodore Schatzkis zu integrieren, um diesem theoretischen Defizit beizukommen. Auch wenn von Latours Arbeiten zahlreiche Inspirationen ausgehen, befürchte ich bei einem solchen Syntheseversuch jedoch mehr Schwierigkeiten, als dass es erfolversprechend sein könnte. Nachfolgend plädiere ich deshalb dafür, beim Handlungsbegriff selbst anzusetzen. Auch wenn die Analyseebene der Praxistheorie die soziale Praktik und nicht das Handeln darstellt, wird der Handlungsbegriff nicht nur weiter verwendet, sondern kann bei einer modifizierten Ver-

wendung auch mehr Licht auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Mensch und Technik werfen.

Bevor sich jedoch dem Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns zugewendet werden soll, das im Jahr 2002 von Werner Rammert et al vorgelegt worden ist (Rammert & Schulz-Schaeffer 2002), erfolgt zunächst noch einmal rückblickend eine kurze Zusammenfassung des Verhältnisses von Mensch und Technik bzw. den Dingen aus praxistheoretischer Sicht.

Wenngleich der Mensch nicht mehr Ausgangspunkt der Überlegungen ist, sondern die soziale Situation, in der sich mindestens ein Mensch befindet (vgl. Goffman 1994), stellt das menschliche Handlungssubjekt den überwiegenden Bezugspunkt dar – mit Ausnahme einiger ANT-Arbeiten. Trotz der klaren Abgrenzung von individualistischen Ansätzen wie der Phänomenologischen Soziologie oder den entscheidungstheoretischen Ansätzen wie der Rational Choice Theorie, wird überwiegend von menschlichem Handeln als Ausführungsmechanismus der sozialen Praktiken ausgegangen. Die Analyseebene mag zwar nicht mehr das menschliche Handeln, sondern die soziale Praktik sein, womit die Praxistheorie auf das »in der Welt sein« und auf ein »mit der Welt verstrickt sein« besonderen Bezug nimmt, doch das menschliche Handeln bleibt gegenüber der Rolle der Artefakte klar theoretisch bevorzugt. Die Verstricktheit allen Handelns, das »seamless web« (vgl. Hughes 1986), als das sich die moderne Gesellschaft begreifen lässt, steht im Zentrum der praxistheoretischen Analysen, zugleich jedoch treffen die meisten praxistheoretischen Autoren, genannt seien Schatzki, Bourdieu oder auch Giddens, hier bereits die theoretische Vorentscheidung hinsichtlich des Anteils der Dinge am Handeln. Wenngleich aber die Praktik und nicht das Handeln primäre Bezugseinheit, also die Grundeinheit des Sozialen sein soll, darf über den Status der »Teilnehmer« an den Situationen und damit auch an den sozialen Praktiken keine Vorentscheidung getroffen werden, die den Blick auf die Empirie und einen möglichen sozio-technischen Wandel bereits im Vorfeld unnötig eingrenzt.

4.1 Grundzüge des Konzeptes des gradualisierten und verteilten Handelns

Eine solche theoretische Vorentscheidung haben Rammert et al mit ihrem Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns gerade nicht getroffen. Rammert und Schulz-Schaeffer setzen sich zunächst mit beiden Begrifflichkeiten »Technik und Handeln« und den ihnen umgebenden Diskussionssträngen auseinander. Hierbei rücken sie von Anfang an die Interaktion bzw. die Interaktivität ins Zentrum ihrer Betrachtungen (vgl. Rammert & Schulz-Schaeffer 2002: 13). Fern von substantialistischen Fragestellungen begeben sie sich auf die Ebene der Handlungszuschreibung und Beobachtung von Verhalten (vgl. auch ebd.: 31f.). Was beobachtet werden soll und was handeln kann, darf nicht bereits zuvor auf der Theorieebene festgelegt werden.

„Es geht wiederum nicht um die metaphysische Frage, ob Maschinen überhaupt handeln können, sondern wann und wie wir Handlungseigenschaften und Interaktionsfähigkeiten ihren Trägern zuschreiben und wie wir diese Träger als mögliche Träger von Handlungseigenschaften identifizieren“ (ebd.: 20).

Interaktion soll als Begrifflichkeit auf den Menschen beschränkt bleiben. Zur besseren Abgrenzung soll der Begriff der Interaktivität hingegen die Interaktion zwischen Mensch und

Objekt meinen (vgl. ebd.: 16). Die beiden Autoren setzen Mensch und Technik keineswegs gleich, indem sie die Grenzen verwischen lassen und ihnen ohne Vorbehalt den Akteursstatus zuerkennen, wie es Latour getan hat. Vielmehr fordern sie eine unvoreingenommene Herangehensweise an die Frage, ob und welche Agency Technik aufweisen kann:

„Natürlich agieren Techniken nicht so, wie Menschen handeln; aber Menschen agieren häufig so, dass Maschinen ihr Handeln nachahmen können“ (ebd.: 17).

Zunächst wird auf empirische Beobachtungen verwiesen, dass sich zunehmend zahlreiche Technologien nicht mehr nach einem einfachen „mechanischen und determinierten Maschinenmodell“ (ebd.) begreifen lassen. Viele Technologien scheinen mehr als einfache Instrumente oder Werkzeuge zu sein, da von ihnen auch Aktivität ausgeht. Sie nähern „sich mit zunehmenden Freiheitsgraden möglichen Verhaltens den Mustern zwischenmenschlicher Verhaltensabstimmung an“ (ebd.).

In Anschluss an Steve Fuller (Fuller 1994) heben die Autoren hervor, dass Agency stets „nur aus einem schon vorhandenen sozialen Raum von Aktivitäten erschlossen werden kann, in dem man dann bestimmten Instanzen die Handlungsfähigkeit oder den Subjektstatus zurechnet und anderen nicht“ (Rammert & Schulz-Schaeffer 2002: 41; vgl. Fuller 1994). Ein gradualisierter Handlungsbegriff ist vor allem deshalb notwendig, weil die empirische Wirklichkeit unzählige Feinheiten und Differenzen aufweist, die von einem Handlungsbegriff, der entweder von vornherein auf intentional-bewusstseinsfähige menschliche Subjekte reduziert oder aber so allgemein und damit schwach ausgelegt ist, dass jede verändernde Wirksamkeit eingeschlossen werden muss, verdeckt wird. Zugleich eröffnet ein gradualisiertes Handlungskonzept die Möglichkeit empirisch zwischen verschiedenen Techniken zu unterscheiden, womit auch die Debatte, ob jegliche Technik prinzipiell handlungsfähig ist oder nur avancierte Technik, umgangen wird (vgl. auch Rammert & Schulz-Schaeffer 2002: 26).

Unter Verweis auf Anthony Giddens (1997), aber bewusst nicht in dessen Sinne interpretiert, entwickeln Rammert und Schulz-Schaeffer ein Drei-Ebenen-Modell, das sowohl voraussetzungsärmere als auch voraussetzungsreichere Aspekte des Handlungsbegriffes beinhaltet, aber zugleich auch voneinander differenziert (Rammert & Schulz-Schaeffer 2002: 44).

Gradualisierung nach Ebenen	Gradualisierung innerhalb der Ebenen
intentionale Erklärung	von der Zuschreibung einfacher Dispositionen bis hin zur Verhaltenssteuerung und -koordination mittels komplexer intentionaler Semantiken
Auch-anders-handeln-Können	von der Auswahl zwischen wenigen vorgegebenen Handlungsalternativen bis hin zur „freien“ Selbstgenerierung wählbarer Alternativen
verändernde Wirksamkeit	von der kurzzeitigen Störung bis hin zur dauerhaften Umstrukturierung von Handlungszusammenhänge

Abbildung 5: Das Drei-Ebenen-Modell von Rammert und Schulz-Schaeffer 2002: 44

Auf der ersten Ebene meint Handeln zunächst nichts weiter als die Fähigkeit von Entitäten einen Unterschied zu produzieren, gemeint ist bewirkendes Verhalten. Differenzen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren sind auf dieser Stufe nicht relevant:

„Funktionsträger und Inhaber von Positionen und Berufsrollen erledigen Aufgaben und folgen vorgegebenen Programmen und Routinen, wie es auch physikalische Apparaturen oder Computerprogramme tun“ (ebd.).

Auf dieser bloßen Vollzugsebene macht es kaum einen Unterschied, ob ein Mensch oder eine Technik die Veränderung herbeiführen.

Anders ist dies auf der darüberliegenden, mittleren Ebene. Handeln bedeutet hier nicht nur die Fähigkeit einen Unterschied herbeizuführen, sondern auch »anders handeln zu können« (Kontingenz). Auf dieser Ebene ist der Akteur dazu befähigt, auf Veränderungen in der Umwelt reagieren bzw. das eigene Verhalten ändern zu können und damit für andere Akteure weniger durchschaubar zu sein (vgl. ebd.: 45):

„Technische Artefakte können in dem Maße, in dem sie Verhaltensoptionen im Sinne eines Auch-anders-handeln-Könnens besitzen, zunehmend weniger nach dem Muster von Anweisung und Ausführung benutzt werden. Wichtiger wird stattdessen Interaktivität als Modus der Koordination zwischen Mensch und Maschine wie auch zwischen den Artefakten“ (ebd.).

Auf dieser zweiten Ebene bestehen gewisse Freiheitsgrade des Handelns, der Akteur kann zwischen mindestens zwei Optionen »wählen«, ebenso kann die Reihenfolge der Aktivitäten variieren. Kennzeichnend sind hierfür die Fähigkeit zu lernen, also aus früheren Interaktions- bzw. Interaktivitätssituationen Schlüsse ziehen zu können, sowie die Fähigkeit des situativen Handelns, also Situationen interpretieren bzw. definieren und die Aktivitäten darauf abstimmen zu können.

Erst auf der dritten, der obersten Ebene wird Intentionalität und Reflexivität, wie sie Max Weber aber auch Anthony Giddens für jegliches Handeln konstitutiv gemacht haben, relevant. Zu fragen ist auf dieser Ebene, ob sich *„die Art und Weise, in der wir das Verhalten unserer Mitmenschen (und unser eigenes) intentional deuten, tatsächlich in allen Fällen grundlegend von der Anwendung dieser Vokabulars auf Technik“* (ebd.: 47) unterscheidet. Schließlich ist auch die intentionale Deutung der Verhaltens anderer Menschen stets nur *„eine Interpretation des Verhaltens von ‚black boxes‘ auf der Grundlage äußerer Anzeichen, mittels derer wir auf nicht direkt beobachtbare interne Zustände“* Rückschlüsse ziehen (ebd.). Aufgrund dieser Überlegungen plädieren deshalb Rammert und Schulz-Schaeffer auch, wie bereits eingangs des Kapitels angeführt, gegen ein substantialistisches und ein pragmatistisches Verständnis von Handeln (ebd.):

„D.h. wir plädieren dafür, das Augenmerk auf die empirisch beobachtbaren gesellschaftlichen Praktiken der Verwendung intentionaler Begriffe bei der Steuerung und Interpretation menschlichen wie technischen Verhaltens zu richten“ (ebd.).

Soziale Kompetenzen und mentale Kapazitäten menschlicher Akteure spielen auf dieser Ebene nur dann eine Rolle, wenn sie die Praktiken beeinflussen. Die Unterscheidung von Mensch und Technik wird also nicht aufgehoben, es wird lediglich dasselbe Konzept auf beide möglichen Entitäten angelegt (vgl. auch ebd.: 48) und die Beantwortung der Frage,

ob auch auf der dritten Ebene Technik Handlungsfähigkeit zugeschrieben werden kann, wird der empirischen Forschung überlassen²⁶.

4.2 Was kann die Praxistheorie vom Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns lernen?

Rammert und Schulz-Schaeffer haben in Anschluss an die einst geführte Debatte über die mögliche Intelligenz von Technik nach dem Ort der Intelligenz gefragt und darauf geantwortet:

„Wenn wir aber davon ausgehen müssen, dass Intelligenz nicht im Einzelnen, sondern in der Interaktion, also in Kollektiven oder gar Gesellschaften ihren Ort hat, ist es vernünftig zu fragen, ob nicht auch aus der Interaktivität mit Objekten oder Programmen eine Art von sozio-technischer Intelligenz erwächst“ (ebd.: 18).

Analog zur praxistheoretischen Position, in der der Ort des Sozialen die Praktik ist und nicht individuelles Handeln, ist der Ort der Intelligenz also gerade nicht das menschliche Subjekt, sondern in der Interaktion bzw. durchaus auch in der Interaktivität zu suchen.

Wie die Praxistheoretiker setzen auch Werner Rammert et al die Begriffe Sozialität und Interaktivität (im Sinne der Interaktion zwischen mehreren Menschen) nicht gleich. Rammert plädiert hier ebenfalls für den Interobjektivitätsbegriff, den Bruno Latour in die Debatte eingebracht hat. Der Begriff der Interaktivität allerdings wird, wie bereits im vorangegangenen Kapitel deutlich geworden sein sollte, auf Mensch-Maschine- bzw. allgemeiner Mensch-Artefakt-Interaktionen begrenzt. Eine Fokussierung auf Mensch-Mensch-Interaktionen habe ebenfalls zu einer Marginalisierung der Mensch-Maschine-Interaktionen geführt, so wie es Reckwitz für Praktiken konstatiert, die ausschließlich auf Mensch-Mensch-Interaktionen beruhen.

Es ist auch durchaus von Praktiken die Rede, die *„den Sachen Sinn und den Bedeutungen einen Sachverhalt [...] verleihen“* (ebd.: 21). Mit Verweis auf Andrew Pickering wird nicht nur auf die Widerständigkeit der materiellen wie immateriellen Welt rekurriert, sondern es wird aufgezeigt, dass Handeln unter zeitlich wechselnder Trägerschaft erfolgt – folglich mit verteilter Agency und dies in einem kontinuierlichen Prozess wechselseitiger Anpassung menschlicher Absichten, Ziele, Wünsche und Interessen und der widerständigen erfahrbaren Welt (vgl. Rammert & Schulz-Schaeffer 2002: 21; Pickering 1993). Statt des Praktikenbegriffs wird in der Folge aber von sozio-technischen Konstellationen gesprochen. Interessant wäre sicherlich eine nähere Ausarbeitung, inwiefern diese beiden Begrifflichkeiten im Kern nicht dasselbe meinen, wenngleich ersterer auf einer Abkehr vom Handlungsbegriff als Letztelement des Sozialen und letzterer am Festhalten eines ebensolchen beruht.

Mensch und Technik konstituieren sich wechselseitig fortlaufend in einem *„Handlungsstrom“* (Rammert & Schulz-Schaeffer 2002: 41), der stets situativ verortet ist. Rammert und Schulz-Schaeffer fordern, von einem Handlungsstrom auszugehen und nicht *„von einzelnen, aneinandergereihten [Einzelh]andlungen“* (ebd.):

²⁶ Rammert und Schulz-Schaeffer verweisen im Weiteren noch darauf, dass auch innerhalb der drei Ebenen Gradualisierungen zu verzeichnen sind, dies jedoch einer weiteren Ausarbeitung bedarf (vgl. Rammert & Schulz-Schaeffer 2002: 50).

Diese subjektorientierte Fokussierung auf die einzelne Handlung begünstigt den Mensch/ Technik-Dualismus, der den Menschen alle Handlungsmacht zumisst und technische wie natürliche Objekte nur unter dem Gesichtspunkt der von ihnen ausgehenden Handlungseinschränkungen oder -ermöglichtungen in den Blick zu bekommen erlaubt“ (ebd.).

Hinsichtlich der grundlegenden Perspektive weg von den Tätigkeiten des einzelnen Individuums hin zum Blick auf die Situation, in der es zu verteilter Aktion in Zeit und Raum kommt, haben das Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns und die Praxistheorie also durchaus sehr starke Übereinstimmungen. In beiden Fällen geht es nicht um Einzelhandlungen bzw. -tätigkeiten, sondern um ein umfassenderes Konglomerat.

4.2.1 Die implizite Logik des Sozialen

Auch das Subjektverständnis des Konzeptes des gradualisierten und verteilten Handelns ist dem der Praxistheorie nicht unähnlich, so heißt es:

„Der Mensch als Akteur ist auf einer grundsätzlichen Ebene der Betrachtung mithin eine soziale Konstruktion, die erst historisch und in bestimmten Kontexten entstanden ist“ (ebd.: 52f.).

Was ein Subjekt ist, ist demnach historisch bedingt und auch eine sich kontinuierlich verändernde soziale Konstruktion. Dies bedeutet jedoch nicht zugleich, dass die Bedeutung, was ein Akteur ist oder wie Akteure handeln, zu jedem Zeitpunkt beliebig verhandelbar ist (vgl. ebd.: 54f.). Rammert und Schulz-Schaeffer sprechen an dieser Stelle vom Prozess der Objektivierung, in dem Muster der Handlungszuschreibung selbstverständlichen Charakter annehmen (vgl. ebd.: 55). Akteure bekommen lediglich dann Zweifel, was die Handlungsfähigkeit von Entitäten angeht, wenn der Prozess der Objektivierung noch nicht abgeschlossen ist oder aber wenn die verinnerlichten Schemata nicht mehr innerhalb konkreter Situationen ihre Ordnungs- und Orientierungsfunktion erfüllen und den Handelnden damit irritieren:

„Die allgemeine Feststellung, dass jegliches Handlungsverständnis auf einer grundsätzlichen Ebene über Zuschreibungsprozesse konstituiert wird und die konkrete Beobachtung, dass dieser Begriffskomplex zumindest in seinen Randzonen angesichts veränderlicher gesellschaftlicher Gegebenheiten beständig neu justiert wird, sprechen dafür, dass es nicht von vornherein absurd ist, sich über die Frage der Handlungsträgerschaft von Technik Gedanken zu machen“ (ebd.: 57).

Auch hinsichtlich der Bedeutung von Intentionalität sind die Praxistheorie und das Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns miteinander vereinbar. Auch in der Praxistheorie ist die Frage der Intentionalität von zweitrangiger Bedeutung. Handeln wird vor allem als (beobachtbare) Tätigkeit begriffen. Rammert et al geben mit ihrem gradualisierten Handlungsbegriff einen idealen Anschluss an die Frage, welche Rolle Intentionalität spielen sollte. Nicht in jeder Praktik und nicht für jeden möglichen Akteur ist Intentionalität und Reflexivität entscheidend, zugleich aber ermöglicht es ihr Konzept, Intentionalität zu berücksichtigen und schließt es nicht von vornherein aus, diese auch für einige Praktiken als elementar zu betrachten.

Eng verbunden mit dem Subjektbegriff ist auch das Verständnis vom praktischen Wissen der handelnden Akteure. Reckwitz hatte zwischen drei Wissensformen unterschieden: dem interpretativem Wissen, dem methodischen Wissen und dem motivational-emotionalen Wissen. Offen bleibt jedoch, inwiefern diese drei Wissensformen tatsächlich nur durch

menschliche Akteure zum Ausdruck gebracht werden können. Methodisches Wissen definiert als skript-förmige Prozeduren zur kompetenten Hervorbringung von aufeinander bezogenen Handlungen kann auch in Technik eingeschrieben und von dieser hervorgebracht werden – sofern man von Wissen als beobachtbarem Phänomen ausgeht.

4.2.2 Die Materialität des Sozialen

In den vorgestellten praxistheoretischen Positionen sind auch drei recht unterschiedliche Arten der Konzeptualisierung des Materiellen beschrieben worden. Während Bourdieu den menschlichen Körper und den in ihn eingeschriebenen Habitus auf der Theorieebene sehr stark macht, den Artefakten jedoch überhaupt keine tragende Rolle zuweist, hat Latour ganz im Gegenteil den Artefakten eine erhebliche Bedeutung beigemessen und dem Tun des menschlichen Körpers praktisch keine. Schatzki hingegen schreibt sowohl dem menschlichen Körper als auch den Artefakten zwar eine wichtige Rolle zu, konzeptualisiert dies aber nicht und beschränkt sich bei seiner Analyse auf die Reflexivität und das strategische Handeln menschlicher Akteure.

Rammert et al. verfolgen ganz im Sinne Reckwitz' die zweifache materielle Verankerung sozialer Praktiken. Handlungen sind nicht nur (aber auch) körpergebunden, zugleich jedoch meist (aber nicht immer) verteilt auf mehrere Entitäten. Handlung wird dabei nicht nur auf Menschen, sondern eben auch die Dinge verteilt und ist auch nicht allein auf den Akt der Sinnzuschreibung begrenzt, sondern wird als Tätigkeit in Zeit und Raum aufgefasst, die unterschiedliche Grade von Aktivität, Reflexivität und Intentionalität aufweisen kann. Rammert et al. gehen damit deutlich über Schatzki hinaus, der die practical intelligibility an die Körperlichkeit von handelnden Subjekten gebunden hat. Durch die Einnahme der Zuschreibungsperspektive von Handlung ist es mithilfe des Rammertschen Konzeptes sehr viel besser möglich, auch Aktivitäten von Dingen analytisch fassbar zu machen.

Die Unterscheidung zwischen integrativen und dispersen Praktiken bei Schatzki macht aus meiner Sicht bereits deutlich, dass es nicht allein menschliche Subjekte sein müssen, die handeln. So spricht nichts dagegen, dass avancierte Technik gerade die dispersen Praktiken recht problemlos ausführen kann. Wenn etwa eine Maschine über ein Touch Terminal Fragen an den menschlichen Benutzer richtet, dann erkennt der Benutzer das, was die Maschine tut, als FRAGEN an, unabhängig davon, dass es sich um eine Maschine handelt und auch unabhängig von der Situation. FRAGEN ist eine disperse Praktik, die für sich selbst steht und in verschiedenen Kontexten zum Einsatz kommt. Ihre geringe Komplexität erleichtert es den Ingenieuren, die Fähigkeit des Fragens in die Technik zu inskribieren. Auch kann die Technik es »erlernen«, Fragen menschlicher Akteure zu erkennen, da auch die »Leistung des Verstehens« darauf reduziert werden kann (zumindest in diesem Falle), »richtig« auf das Fragen des menschlichen Akteurs zu reagieren. Aus einer Zuschreibungsperspektive geht es nicht um individuelles Verstehen, sondern um die Beobachtung eines situationsangemessenen Reagierens, welches bei Menschen als Verstehen interpretiert werden möge, aber auch bei Dingen zu beobachten ist.

Wenn Reckwitz davon spricht, dass es sich bei Praktiken in erster Linie um Körperbewegungen handelt, dann spricht aus meiner Sicht nichts dagegen, dies auf die Bewegungen

von Artefakten auszudehnen. Letztlich verweist Reckwitz selbst bereits auf die Zuschreibungsebene und in einer solchen Perspektive ist die Zuschreibung von Handlungsfähigkeit an Artefakte eine kompatible Sichtweise.

5. »Sozio-technische Konstellationen« oder doch Praktiken? Die Praxis des Busfahrens

Rammert und Schulz-Schaeffer stellen selbst die Frage, inwiefern Handeln als Einheit abgrenzbar ist (vgl. ebd.: 58) und überhaupt einer einzigen Instanz zurechenbar ist. Letzteres beantworten sie, indem sie ihr Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns entwickeln, die Frage nach der Einheit des Untersuchungsgegenstandes bleibt jedoch ungelöst. Sie sprechen zwar von sozio-technischen Konstellationen, doch auch hier ist ungeklärt, wo die Grenzen einer solchen Konstellation zu ziehen sind. Zur besseren Veranschaulichung soll das Busfahrer-Beispiel einmal näher betrachtet werden. Die Frage, die für Rammert und Schulz-Schaeffer relevant ist, lautet: Wer fährt den Bus? Dabei wird der Bus nicht länger einfach von einem menschlichen Akteur gefahren, sondern die Handlung verteilt sich auf mehrere Instanzen:

„Die Verfügungsmacht über den Handlungsablauf ist nicht mehr allein auf den menschlichen Lenker konzentriert, sondern sie ist auf Mikrochips, Programme und Fahrer verteilt. Unter diesen Bedingungen verteilter Handlungsträgerschaft operieren Techniken nicht mehr gänzlich blind nach perfektem Programm und Menschen nicht mehr gänzlich souverän nach eigener Willkür“ (ebd.: 16).

Die Frage ist nicht, ob der Busfahrer des öffentlichen Nahverkehrs handelt oder nicht, sondern im Zentrum der Aufmerksamkeit sollte aus Sicht der Autoren der Gesamtkomplex von Aktivitäten stehen, die mit dem Fahren eines Busses einhergehen, wie Steuern, das Warten der Technik, das Kaufen und Verkaufen der Fahrscheine usw. (vgl. auch ebd.: 42). Handlungen sind keine singulären Akte, sondern das Fahren des Busses beruht auf zahlreichen verteilten Aktivitäten, so eben nicht nur auf der Bedienung der Gangschaltung, dem Treten des Gaspedals und der Bremse, sondern auch auf der Teilnahme am Funkverkehr, dem Bedienen des Fahrscheinautomats oder dem Anfahren der Haltestellen. Zudem geht es nicht nur um beobachtbare Ereignisse (*performances*), sondern stets auch um intersubjektiv versteh- und deutbare Ereignisse (*skillful performances*). Doch wo sind die Grenzen dieser sozio-technischen Konstellation zu ziehen? Gehört etwa auch die Straßenverkehrsordnung, der Arbeitgeber des Busfahrers, der TÜV, der Hersteller des Busses u. v. m. ebenfalls in die zu betrachtende sozio-technische Konstellation? Es ist durchaus kritisch zu sehen, dass zu der sozio-technischen Konstellation auch das Warten des Busses zählen soll, denn dies tut der Busfahrer nicht nur nicht selbst, sondern diese Aktivität ist vor allem dem Busfahren zeitlich und in aller Regel auch räumlich klar vorgeordnet. Wenn diese Aktivitäten dazu zählen, dann ebenso die Büroarbeit innerhalb des Unternehmens, in der sich wiederum andere menschliche Akteure um Versicherungsfragen, der Organisation des Busfahrplans oder aber der pünktlichen Auszahlung der Gehälter kümmern. Fasst man eine sozio-technische Konstellation derart weit, dann ist letztlich nahezu überhaupt nicht eine Grenze zu setzen und man verfällt in einen unendlichen Regress, denn es wird immer Aktivitäten geben, die Voraussetzung für nachfolgende Aktivitäten sind. Auf diese Weise würde man

es entweder mit einem mehr oder weniger umfassenden System zu tun haben, wobei dann auch hier eine präzise analytische Trennung zwischen dem Systembegriff und dem der sozio-technischen Konstellation eher schwierig ist, oder aber man muss die Grenzen der Konstellation »künstlich« klein halten, indem man die für das Busfahren benötigten Voraktivitäten gewichtet und einige als für die Konstellation hinreichend notwendig betrachtet und andere zwar als notwendig, aber nicht als hinreichend notwendig. Eine solche Grenzziehung scheint mir in jedem Falle problematisch.

Der Begriff der Praktik ist aus meiner Sicht hingegen besser dazu geeignet, die Untersuchungseinheit abzugrenzen, denn der Praktikenbegriff erlaubt es, sowohl Menschen als auch Dinge gleichermaßen berücksichtigen zu können und es dann als empirische Fragen zu formulieren, wie sich das Handeln auf welche Entitäten verteilt. Der Fokus würde mithilfe des Praktikenbegriffs auf die in der Gesellschaft repetitiv vorkommenden Muster fallen, die als spezifische Ausprägungen in konkreten Situationen als Vollzug einer bestimmten Praktik beobachtbar sind. Zu untersuchen wären also allgemeine gesellschaftliche Muster, die sich jedoch allein im Mikrobereich äußern und sichtbar werden. Die Frage danach, ob eine Praktik einem einzelnen Handelnden vollständig zugerechnet werden kann, dürfte sich für Praxistheoretiker, wie bereits im 2. Kapitel ausgezeigt, eigentlich gar nicht erst stellen. Das Konzept des gradualisierten und verteilten Handelns könnte meiner Ansicht nach recht problemlos in den praxistheoretischen Rahmen überführt werden, ja ermöglicht es für die Praxistheorie sogar sehr viel deutlicher, die Aktivitäten innerhalb der Praktiken und den Anteil der Dinge differenzierter zu betrachten. Die Praxistheorie sollte weniger Angst haben, den Dingen Handlungsfähigkeit zuzuschreiben – aber sollte dies zugleich auch nicht so grenzenlos tun, wie es Latour getan hat. Diesbezüglich weniger theoretische Vorentscheidungen zu treffen, bedeutet zudem nicht, Maschinen bedingungslos den freien Willen, Gefühle oder Verantwortungsbewusstsein zuzurechnen. Wie eingangs bereits gesagt, laufen derartige Diskussionen an der Sache vorbei. All dies ist immer Ergebnis von Zurechnungsprozessen. Ein graduelles und verteiltes Handlungskonzept, wie Rammert es verfolgt und das ich für die Praxistheorie vorschlage, hebt die Trennung zwischen Mensch und Artefakt nicht auf, ist aber bereit, die Grenzen hinsichtlich der Teilhabe an Praktiken zu verschieben und einen Teil der Autonomie, die der Mensch für sich beansprucht, abzugeben.

6. Literaturverzeichnis

- Beck, Ulrich (2007): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (2004): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bongaerts, Gregor (2007): Soziale Praxis und Verhalten - Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. *Zeitschrift für Soziologie* 36: 246–260.
- Bourdieu, Pierre (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993 [1987]): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2004): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2008 [1987]): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Braun, Ingo; Joerges, Bernward (1994): *Technik ohne Grenzen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Callon, Michel (2006a): Die Soziologie eines Akteur-Netzwerkes: Der Fall des Elektrofahrzeugs in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 175–193.
- Callon, Michel (2006b): Die Sozio-Logik der Übersetzung: Auseinandersetzungen und Verhandlungen zur Bestimmung von Problematischem und Unproblematischem in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 51–74.
- Callon, Michel (2006c): Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammuscheln und der Fischer der St. Brieuç-Bucht in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 135–174.
- Callon, Michel; Latour, Bruno (2006): Die Demontage des großen Leviathans: Wie Akteure die Makrostruktur der Realität bestimmen und Soziologen Ihnen dabei helfen in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 75–101.
- Dewey, John (2001): *Die Suche nach Gewißheit. Eine Untersuchung des Verhältnisses von Erkenntnis und Handeln*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dreyfus, Hubert L. (1979): *What Computers Can't Do*. New York: Harper and Row.
- Fuller, Steve (1994): Making Agency Count. A Brief Foray into the Foundation of Social Theory. *American Behavioral Scientist* 37: 741–753.
- Giddens, Anthony (1997): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie des Sozialen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (2008): *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- Goffman, Erving (1980): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1994): Die Interaktionsordnung in: E. Goffman; H.A. Knoblauch (Hrsg.), *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a. M.: Campus. S. 50–104.
- Goffman, Erving (2008): *Wie alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Hörning, Karl H. (2004): Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem in: K.H. Hörning; J. Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript. S. 19–39.
- Hughes, Thomas P. (1986): The Seamless Web: Technology, Science, Etcetera, Etcetera. *Social Studies of Science* 16: 281–292.
- Hughes, Thomas P. (2005 [1987]): The Evolution of Large Technological Systems in: W.E. Bijker; T.P. Hughes; T.J. Pinch (Hrsg.), *The Social Construction of Technological Systems. New Directions in the Sociology and History of Technology*. Cambridge, Mass.: MIT Press. S. 51–82.
- Japp, Klaus P. (1998): Die Technik der Gesellschaft? Ein systemtheoretischer Beitrag in: W. Rammert (Hrsg.), *Technik und Sozialtheorie*. Frankfurt a. M.: Campus. S. 225–244.
- Joas, Hans; Knöbl, Wolfgang (2004): *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Knoblauch, Hubert (2003): Habitus und Habitualisierung. Zur Komplementarität von Bourdieu mit dem Sozialkonstruktivismus in: B. Rehbein; G. Saalman; H. Schwengel; P. Bourdieu (Hrsg.), *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz: UVK. S. 187–201.
- Kuhn, Thomas S. (2007 [1976]): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Latour, Bruno (1996a): *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie Verlag.
- Latour, Bruno (1996b): On Interobjectivity. *Mind, Culture, and Activity - An International Journal* 3: 228–245.
- Latour, Bruno (2006a): Drawing Things Together: Die Macht der unveränderlich mobilen Elemente in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 259–307.
- Latour, Bruno (2006b): Ethnografie einer Hochtechnologie: Das Pariser Projekt Aramis eines automatischen U-Bahn-Systems in: W. Rammert; C. Schubert (Hrsg.), *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*. Frankfurt a. M. S. 25–60.
- Latour, Bruno (2006c): Gebt mir ein Laboratorium und ich werde die Welt aus den Angeln heben in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 103–134.
- Latour, Bruno (2006d): Technik ist stabilisierte Gesellschaft in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 369–397.
- Latour, Bruno (2006e): Über technische Vermittlung. Philosophie, Soziologie und Genealogie in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 483–528.
- Latour, Bruno; Woolgar, Steve (1986 [1979]): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Princeton: Princeton University Press.
- Law, John (2006): Monster, Maschinen und soziotechnische Beziehungen in: A. Belliger; D.J. Krieger (Hrsg.), *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript. S. 343–367.
- Malsch, Thomas (1997): Die Provokation der “Artificial Societies”. Ein programmatischer Versuch über die Frage, warum die Soziologie sich mit den Sozialmetaphern der Verteilten Künstlichen Intelligenz beschäftigen sollte. *Zeitschrift für Soziologie* 26: 3–21.
- Mayntz, Renate (1993): Große technische Systeme und ihre gesellschaftstheoretische Bedeutung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45: 97–108.
- Newell, Allen; Simon, Herbert A. (1972): *Human Problem Solving*. Englewood: Prentice-Hall.
- Pickering, Andrew (1993): The Mangle of Practice. Agency and Emergence in the Sociology of Science. *American Journal of Sociology* 99: 559–589.
- Pickering, A. (Hrsg.) (1994): *Science as practice and culture*. Chicago, Ill.: University of Chicago Press.
- Popper, Karl (2007): *Karl Popper, Logik der Forschung*. Berlin: Akademie Verlag.
- Rammert, Werner (1998): Technikvergessenheit der Soziologie? Eine Erinnerung als Einleitung in: W. Rammert (Hrsg.), *Technik und Sozialtheorie*. Frankfurt a. M.: Campus. S. 9–28.
- Rammert, Werner (2003): Technik in Aktion. Verteiltes Handeln in soziotechnischen Konstellationen in: T. Christaller (Hrsg.), *Autonome Maschinen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 289–315.
- Rammert, Werner (2008): Where the action is. Distributed agency between humans, machines, and programs. TUTS Working Paper. Berlin.
- Rammert, Werner; Schulz-Schaeffer, Ingo (2002): Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt in: W. Rammert; I. Schulz-Schaeffer (Hrsg.), *Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik*. Frankfurt a. M.: Campus. S. 11–64.
- Reckwitz, Andreas (2008): *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Saalmann, Gernot (2003): Die Positionierung von Bourdieu im soziologischen Feld in: B. Rehbein; G. Saalmann; H. Schwengel; P. Bourdieu (Hrsg.), *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz: UVK. S. 41–57.
- Schatzki, Theodore R. (2002): *The site of the social. A philosophical account of the constitution of social life and change*. University Park, Pa.: Pennsylvania State University Press.
- Schatzki, T.R.; Knorr-Cetina, K.; Savigny, E. von (Hrsg.) (2005 [2001]): *The practice turn in contemporary theory*. London: Routledge.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2002): Technik als altes Haus und als geschichtsloses Appartement. Vom Nutzen und Nachteil der Praxistheorie Bourdieus für die Techniksoziologie in: J. Ebrecht; F. Hillebrandt (Hrsg.), *Bourdieu's Theorie der Praxis. Erklärungskraft - Anwendung - Perspektiven*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 47–65.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2008): Technik in heterogener Assoziation. Vier Konzeptionen der gesellschaftlichen Wirksamkeit von Technik im Werk Latours in: G. Kneer; M. Schroer; E. Schüttpelz (Hrsg.), *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 108–152.

- Schulz-Schaeffer, Ingo (2010): Praxis, handlungstheoretisch betrachtet. *Zeitschrift für Soziologie* 39: 319–336.
- Searle, John R. (1986): Geist, Hirn und Wissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Star, Susan L.; Griesemer, James R. (1989): Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39. *Social Studies of Science* 19: 387–420.
- Stock, J.; Wagner, K.; Scherf, C. (2009): Publikationserwartungen in Wissenschaftskarriere – Publizieren in der außeruniversitären Forschung am Beispiel der Max-Planck-Gesellschaft. Discussion Paper SP III 2009-604. Berlin.
- Strübing, Jörg (2005): Pragmatistische Wissenschafts- und Technikforschung. Theorie und Methode. Frankfurt a. M.: Campus.
- Wittgenstein, Ludwig (1975a): Bedeutung, Als Sprachspiel in: G. Brand (Hrsg.), Die grundlegenden Texte von Ludwig Wittgenstein. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 128–149.
- Wittgenstein, Ludwig (1975b): Regel in: G. Brand (Hrsg.), Die grundlegenden Texte von Ludwig Wittgenstein. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 150–153.

In der Reihe „Working Papers“ sind bisher erschienen:

2/2011	Jessica Stock	Eine Maschine wird Mensch? Von der Notwendigkeit, Technik als integralen Bestandteil sozialer Praktiken zu akzeptieren – Ein Theorie-Report. Bestell-Nr.: TUTS-WP-2-2011
1/2011	Jörg Potthast	Wetterkarten, Netzwerkdiagramme und Stammbäume: Innovationskul- turanalyse in Kalifornien. Bestell-Nr.: TUTS-WP-1-2011
3/2010	Michael Hahne	Aktivitätstheorie. Vorstellung zentraler Konzepte und Einordnung in die perspektivistische Theorievorstellung. Bestell-Nr.: TUTS-WP-3-2010
2/2010	Werner Rammert	Die Innovationen der Gesellschaft Bestell-Nr.: TUTS-WP-2-2010
1/2010	Jörg Potthast	Following passengers/locating access On recent attempts to disrupt terrorist travel (by air) Bestell-Nr.: TUTS-WP-1-2010
2/2009	Cornelius Schubert	Medizinisches Körperwissen als zirkulierende Referenzen zwischen Körper und Technik Bestell-Nr.: TUTS-WP-2-2009
1/2009	Werner Rammert	Die Pragmatik des technischen Wissens oder: „How to do Words with things“ Bestell-Nr.: TUTS-WP-1-2009
5/2008	Michael Hahne Corinna Jung	Über die Entstehungsbedingungen von technisch unterstützten Ge- meinschaften Bestell-Nr.: TUTS-WP-5-2008
4/2008	Werner Rammert	Where the action is: Distributed agency between humans, machines, and programs Bestell-Nr.: TUTS-WP-4-2008
3/2008	Ingo Schulz-Schaeffer	Technik als Gegenstand der Soziologie Bestell-Nr.: TUTS-WP-3-2008
2/2008	Holger Braun-Thürmann	Die Ökonomie der Wissenschaften und ihre Spin-offs Bestell-Nr.: TUTS-WP-2-2008
1/2008	Werner Rammert	Technik und Innovation Bestell-Nr.: TUTS-WP-1-2008
8/2007	Jörg Potthast	Die Bodenhaftung der Flugsicherung Bestell-Nr.: TUTS-WP-8-2007
7/2007	Kirstin Lenzen	Die innovationsbiographische Rekonstruktion technischer Identitäten am Beispiel der Augmented Reality-Technologie. Bestell-Nr.: TUTS-WP-7-2007

6/2007	Michael Hahne Martin Meister Renate Lieb Peter Biniok	Sequenzen-Routinen-Positionen – Von der Interaktion zur Struktur. Anlage und Ergebnisse des zweiten Interaktivitätsexperimentes des INKA-Projektes. Bestell-Nr.: TUTS-WP-6-2007
5/2007	Nico Lüdtke	Lässt sich das Problem der Intersubjektivität mit Mead lösen? – Zu aktuellen Fragen der Sozialtheorie Bestell-Nr. TUTS-WP-5-2007
4/2007	Werner Rammert	Die Techniken der Gesellschaft: in Aktion, in Interaktivität und hybriden Konstellationen. Bestell-Nr. TUTS-WP-4-2007
3/2007	Ingo Schulz-Schaeffer	Technik als sozialer Akteur und als soziale Institution. Sozialität von Technik statt Postsozialität Bestell-Nr. TUTS-WP-3-2007
2/2007	Cornelius Schubert	Technology Roadmapping in der Halbleiterindustrie Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2007
1/2007	Werner Rammert	Technografie trifft Theorie: Forschungsperspektiven einer Soziologie der Technik Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2007
4/2006	Esther Ruiz Ben	Timing Expertise in Software Development Environments Bestell-Nr. TUTS-WP-4-2006
3/2006	Werner Rammert	Technik, Handeln und Sozialstruktur: Eine Einführung in die Soziologie der Technik Bestell-Nr. TUTS-WP-3-2006
2/2006	Alexander Peine	Technological Paradigms Revisited – How They Contribute to the Understanding of Open Systems of Technology Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2006
1/2006	Michael Hahne	Identität durch Technik: Wie soziale Identität und Gruppenidentität im soziotechnischen Ensemble von Ego-Shooterclans entstehen Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2006
7/2005	Peter Biniok	Kooperationsnetz Nanotechnologie – Verkörperung eines neuen Innovationsregimes? Bestell-Nr. TUTS-WP-7-2005
6/2005	Uli Meyer Cornelius Schubert	Die Konstitution technologischer Pfade. Überlegungen jenseits der Dichotomie von Pfadabhängigkeit und Pfadkreation Bestell-Nr. TUTS-WP-6-2005
5/2005	Gesa Lindemann	Beobachtung der Hirnforschung Bestell-Nr. TUTS-WP-5-2005
4/2005	Gesa Lindemann	Verstehen und Erklären bei Helmuth Plessner Bestell-Nr. TUTS-WP-4-2005
3/2005	Daniela Manger	Entstehung und Funktionsweise eines regionalen Innovationsnetzwerks – Eine Fallstudienanalyse Bestell-Nr. TUTS-WP-3-2005

2/2005	Estrid Sørensen	Fluid design as technology in practice – Spatial description of online 3D virtual environment in primary school Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2005
1/2005	Uli Meyer Ingo Schulz-Schaeffer	Drei Formen interpretativer Flexibilität Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2005
3/2004	Werner Rammert	Two Styles of Knowing and Knowledge Regimes: Between ‘Explication’ and ‘Exploration’ under Conditions of ‘Functional Specialization’ or ‘Fragmental Distribution’ Bestell-Nr. TUTS-WP-3-2004
2/2004	Jörg Sydow Arnold Windeler Guido Möllering	Path-Creating Networks in the Field of Text Generation Lithography: Outline of a Research Project Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2004
1/2004	Corinna Jung	Die Erweiterung der Mensch-Prothesen-Konstellation. Eine technografische Analyse zur ‚intelligenten‘ Beinprothese Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2004
10/2003	Cornelius Schubert	Patient safety and the practice of anaesthesia: how hybrid networks of cooperation live and breathe Bestell-Nr. TUTS-WP-10-2003
9/2003	Holger Braun-Thürmann Christin Leube, Katharina Fichtenau Steffen Motzkus, Saskia Wessälly	Wissen in (Inter-)Aktion - eine technografische Studie Bestell-Nr. TUTS-WP-9-2003
8/2003	Eric Lettkemann Martin Meister	Vom Flugabwehrgeschütz zum niedlichen Roboter. Zum Wandel des Kooperation stiftenden Universalismus der Kybernetik Bestell-Nr. TUTS-WP-8-2003
7/2003	Klaus Scheuermann Renate Gerstl	Das Zusammenspiel von Multiagentensystem und Mensch bei der Terminkoordination im Krankenhaus: Ergebnisse der Simulationsstudie ChariTime Bestell-Nr. TUTS-WP-7-2003
6/2003	Martin Meister, Diemo Urbig, Kay Schröter, Renate Gerstl	Agents Enacting Social Roles. Balancing Formal Structure and Practical Rationality in MAS Design Bestell-Nr. TUTS-WP-6-2003
5/2003	Roger Häußling	Perspektiven und Grenzen der empirischen Netzwerkanalyse für die Innovationsforschung am Fallbeispiel der Konsumgüterindustrie Bestell-Nr. TUTS-WP-5-2003
4/2003	Werner Rammert	Die Zukunft der künstlichen Intelligenz: verkörpert – verteilt – hybrid Bestell-Nr. TUTS-WP-4-2003
3/2003	Regula Burri	Digitalisieren, disziplinieren. Soziotechnische Anatomie und die Konstitution des Körpers in medizinischen Bildgebungsverfahren Bestell-Nr. TUTS-WP-3-2003

2/2003	Werner Rammert	Technik in Aktion: Verteiltes Handeln in soziotechnischen Konstellationen Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2003
1/2003	Renate Gerstl, Alexander Hanft, Sebastian Müller, Michael Hahne, Martin Meister, Dagmar Monett Diaz	Modellierung der praktischen Rolle in Verhandlungen mit einem erweiterten Verfahren des fallbasierten Schließens Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2003
9/2002	Werner Rammert	Gestörter Blickwechsel durch Videoüberwachung? Ambivalenzen und Asymmetrien soziotechnischer Beobachtungsord- nungen Bestell-Nr. TUTS-WP-9-2002
8/2002	Werner Rammert	Zwei Paradoxien einer Wissenspolitik: Die Verknüpfung heterogenen und die Verwertung impliziten Wissens Bestell-Nr. TUTS-WP-8-2002
6/2002	Martin Meister, Diemo Urbig, Renate Gerstl, Eric Lettkemann, Alexander Ostherenko, Kay Schröter	Die Modellierung praktischer Rollen für Verhandlungssysteme in Organisationen. Wie die Komplexität von Multiagentensystemen durch Rollenkonzeptionen erhöht werden kann Bestell-Nr. TUTS-WP-6-2002
5/2002	Cornelius Schubert	Making interaction and interactivity visible. On the practical and analytical uses of audiovisual recordings in high-tech and high-risk work situations Bestell-Nr. TUTS-WP-5-2002
4/2002	Werner Rammert Ingo Schulz-Schaeffer	Technik und Handeln - Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Artefakte ver-teilt. Bestell-Nr. TUTS-WP-4-2002
3/2002	Werner Rammert	Technik als verteilte Aktion. Wie technisches Wirken als Agentur in hybriden Aktionszusammenhängen gedeutet werden kann. Bestell-Nr.: TUTS-WP-3-2002
2/2002	Werner Rammert	Die technische Konstruktion als Teil der gesellschaftlichen Konstruk- tion der Wirklichkeit Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2002
1/2002	Werner Rammert	The Governance of Knowledge Limited: The rising relevance of non- explicit knowledge under a new regime of distributed knowledge production Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2002
2/2001	Ingo Schulz-Schaeffer	Technikbezogene Konzeptübertragungen und das Problem der Prob- lemähnlichkeit. Der Rekurs der Multiagentensystem-Forschung auf Mechanismen sozialer Koordination Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2001
1/2001	Werner Rammert	The Cultural Shaping of Technologies and the Politics of Technodiversity Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2001

10/2000	Frank Janning Klaus Scheuermann Cornelius Schubert	Multiagentensysteme im Krankenhaus. Sozionische Gestaltung hybrider Zusammenhänge Bestell-Nr. TUTS-WP-10-2000
9/2000	Holger Braun	Formen und Verfahren der Interaktivität – Soziologische Analysen einer Technik im Entwicklungsstadium. Bestell-Nr. TUTS-WP-9-2000
8/2000	Werner Rammert	Nichtexplizites Wissen in Soziologie und Sozionik. Ein kursorischer Überblick Bestell-Nr. TUTS-WP-8-2000
7/2000	Werner Rammert	Ritardando and Accelerando in Reflexive Innovation, or How Networks Synchronise the Tempi of Technological Innovation Bestell-Nr. TUTS-WP-7-2000
5/2000	Jerold Hage Roger Hollingsworth Werner Rammert	A Strategy for Analysis of Idea Innovation, Networks and Institutions National Systems of Innovation, Idea Innovation Networks, and Comparative Innovation Biographies Bestell-Nr. TUTS-WP-5-2000
4/2000	Holger Braun	Soziologie der Hybriden. Über die Handlungsfähigkeit von technischen Agenten Bestell-Nr. TUTS-WP-4-2000
3/2000	Ingo Schulz-Schaeffer	Enrolling Software Agents in Human Organizations. The Exploration of Hybrid Organizations within the Socionics Research Program Bestell-Nr. TUTS-WP-3-2000
2/2000	Klaus Scheuermann	Menschliche und technische ‚Agency‘: Soziologische Einschätzungen der Möglichkeiten und Grenzen künstlicher Intelligenz im Bereich der Multi-agentensysteme Bestell-Nr. TUTS-WP-2-2000
1/2000	Hans-Dieter Burkhard Werner Rammert	Integration kooperationsfähiger Agenten in komplexen Organisationen. Möglichkeiten und Grenzen der Gestaltung hybrider offener Systeme Bestell-Nr. TUTS-WP-1-2000
1/1999	Werner Rammert	Technik Stichwort für eine Enzyklopädie Bestell-Nr. TUTS-WP-1-1999